



# **Der Mann, der das Internet zur Goldgrube machte**

Multimilliardär Peter Thiel im ersten grossen Interview über Trump, China und den Niedergang des Silicon Valley. *Von Florian Schwab*

## **«Erdogan ist wie Mussolini»**

Warum Historiker Norman Stone nach Ungarn flüchtete. *Von Boris Kálnoky*

## **Sommarugas Eritreer**

Gewaltenteilung war einmal: Kurswechselnde Slalom-Justiz im Asylwesen. *Von Alex Baur*

4 194407 006904 29

The Breitling Jet Squad  
Jacques Bothelin  
Christophe Deketelaere  
Paco Wallaert



AIR

LAND

NAVITIMER 8

SEA



**BREITLING**  
**1884**

#SQUADONAMMISSION

**BREITLING BOUTIQUE**  
GENEVA • LAUSANNE • ZERMATT  
ZURICH



**Seltene Audienz:** Paypal-Gründer Peter Thiel.

Die Frage «Wer ist Peter Thiel?» kann im Silicon Valley jedes Kind beantworten. Um den Gründer von Paypal, der mit einem Facebook-Investment seine erste Milliarde verdiente, ranken sich viele Legenden. Beispielsweise, wie er gemeinsam mit dem befreundeten Paypal-Mitgründer und heutigen Tesla-Chef Elon Musk in dessen McLaren-F1-Sportwagen über die kalifornischen Strassen heizte. Musk baute einen Unfall mit Totalschaden, doch die beiden Internetpioniere entstiegen dem Wrack ohne nennenswerte Kratzer. Im Gegensatz zu Elon Musk ist Peter Thiel aber äusserst sparsam mit öffentlichen Auftritten, inszeniert sich nicht als Popstar-Unternehmer. Er wird als «flüchtig» und «schwer zu fassen» beschrieben. *Weltwoche*-Redaktor Florian Schwab bemühte sich jahrelang erfolglos um ein Interview, bis Peter Thiel vor zwei Wochen persönlich eine einzeilige Zusage drahtete. Es war vermutlich eines der letzten Interviews, das Thiel im Silicon Valley gegeben hat. Im August verlässt er das Internet-Mekka. Eine gute Stunde nahm sich der Technologie-Investor Zeit für die Zeitschrift aus Zürich. Das Interview sei *tremendous* gewesen, meinte Thiel beim Abschied. **Seite 12**

Der Baselbieter SP-Nationalrat Eric Nussbaumer passt in kein linkes Klischee. Er ist in eine mennonitische Familie hineingeboren worden. Als gelernter Elektroingenieur war er im Baselbieter Gewerbe verankert. Politisch bleibt er konsequent auf Kurs, dass seinen Parteikollegen davon fast schwindlig wird. Bei Nudeln und Koteletts und 25 Grad im Schatten spricht

der EU-Freund und SP-Politiker mit der Figur eines in die Jahre gekommenen Zehnkämpfers und dem markanten Kinn über seine tiefsten Überzeugungen, die, wie gerade jetzt im EU-Dossier, manchmal zu Zusammenstössen mit seinen Parteileuten führen. **Seite 32**

Sebastian Kurz sei ein «Rockstar», sagte vor kurzem der US-Botschafter in Berlin, Richard Grenell. Damit ist Grenell nicht allein. Kurz gilt heute als eine der Zentralfiguren der europäischen Politik. Warum und ob zu Recht – das analysiert Michael Fleischhacker in einem Essay. Der ehemalige Chefredaktor der Wiener Tageszeitung *Die Presse* kann von Rockstar-Allüren wenig berichten. Im Gegenteil: Kurz, sagt Fleischhacker, habe in Gesprächen nicht über sich und seine Botschaften reden wollen, sondern sei immer auch und vor allem an den Meinungen und Ansichten seines Gesprächspartners interessiert gewesen. **Seite 40**

Mehrere Monate stand Kulturredaktor Rico Bandle mit Schriftsteller E. Y. Meyer in Kontakt, bis er ihn endlich treffen konnte. Meyer gehört zu den Schwergewichten der hiesigen Literaturszene, stand sogar schon mal auf der offiziellen Nominationsliste für den Nobelpreis. Vor einigen Wochen hat es dann endlich geklappt: Die beiden verabredeten sich in der Bar des Berner Kursaals, tranken Gin Tonic und diskutierten einen Nachmittag lang über Bücher, die Schweiz, über Meyers Freunde Frisch und Dürrenmatt und über seine politische Einstellung, die so gar nicht jener entspricht, die man von einem Kulturmenschen erwarten würde. **Seite 50**

*Ihre Weltwoche*

## DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR MEDICAL-STELLEN

Mit [www.medicjobs.ch](http://www.medicjobs.ch) qualifiziertes Fachpersonal im Arzt- und Pflegebereich finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH  
Technoparkstrasse 1  
8005 Zürich  
044 440 10 80  
[www.medicjobs.ch](http://www.medicjobs.ch)



## Impressum

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich  
Die *Weltwoche* erscheint donnerstags.  
**Redaktion:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail-Adressen: [vorname.name@weltwoche.ch](mailto:vorname.name@weltwoche.ch), [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch)  
**Verlag:** Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: [verlag@weltwoche.ch](mailto:verlag@weltwoche.ch)  
**Internet:** [www.weltwoche.ch](http://www.weltwoche.ch)  
**Abo-Service:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91 E-Mail: [kundenservice@weltwoche.ch](mailto:kundenservice@weltwoche.ch)  
Jahresabonnement Inland Fr. 334.– (inkl. MwSt.)  
Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.)  
Weitere Angebote für In- und Ausland unter [www.weltwoche.ch/abo](http://www.weltwoche.ch/abo)

**Gründer:** Karl von Schumacher (1894–1957)  
**Verleger und Chefredaktor:** Roger Köppel  
**Chefredaktion:** Philipp Gut (Stv.), Beat Gygi (*Wirtschaft*)  
**Produktionschef:** Lukas Egli

**Redaktion:**  
Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur, Katharina Fontana, Urs Gehrig (*Leitung Ausland*), Wolfgang Koydl, Hubert Mooser, Christoph Mörgeli, Claudia Schumacher, Florian Schwab

**Redaktionelle Mitarbeiter:**  
Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Peter Hartmann, Pierre Heumann, Andreas Honegger, Peter Holenstein, Mark van Huiseling, Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, Franziska K. Müller, Matthias Matussek, Daniela Niederberger, Linus Reichlin, Chris von Rohr, Peter Ruch, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Thilo Sarrazin, David Schnapp, Hildegard Schwaninger, Sacha Verna (*New York*), Max Wey, Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Kurt W. Zimmermann

**Produktion:** Benjamin Bögli, Julia Dunlop (*Weltwoche daily*), Roy Spring  
**Layout:** Daniel Eggspühler (*Art-Director*), Karin Erdmann

**Bildredaktion:** Martin Kappler, Corina Mühle (*Assistentin*)  
**Korrektur:** Cornelia Bernegger (*Leitung*), Viola Antunovits, Renate Brunner, Nadia Ghidoli, Sandra Noser, Katharina Dillier, Dieter Zwicky  
**Sekretariat:** Sabine Mähner (*Leitung*), Inga-Maj Hojajj-Huber

**Verlagsgeschäftsführer:** Guido Bertuzzi  
**Anzeigenverkauf:** Sandro Gianini (*Leitung*), Gabriel Lotti, Brita Vassalli  
**Anzeigen-Innendienst:** Samuel Hofmann (*Leitung*)  
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07  
E-Mail: [anzeigenid@weltwoche.ch](mailto:anzeigenid@weltwoche.ch)  
**Digital-Marketing:** Julia Dunlop (*Leitung*)  
**Online-Vermarktung:** Jonlinio GmbH  
**Tarife und Buchungen:** [weltwoche@jonlinio.com](mailto:weltwoche@jonlinio.com)  
**Druck:** Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See

*Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.  
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.*

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.



## Salut Salon: Neues Programm im KKL Luzern

# Liebe – klassisch verführt

Wie keine andere kammermusikalische Formation versteht es Salut Salon, das Publikum mit Spielfreude, Virtuosität und Humor zu bezirzen. Erleben und geniessen Sie das neuste Programm der vier charmanten Echo-Klassik-Preisträgerinnen.

**P**uristen aufgepasst: Wenn das Quartett Salut Salon die Bühne betritt, sind sämtliche gängigen Regeln eines Klassikkonzerts ausser Kraft gesetzt.

Mit spielerischer Nonchalance setzen sich Angelika Bachmann (Geige), Sonja Lena Schmid (Cello), Iris Siegfried (Geige und Gesang) und Anne-Monika von Twardowski (Klavier) über alle Genres der Musikwelt hinweg.

Tango, Chanson, Folk, Pop- und Filmmusik gehen bei Salut Salon eine Liaison ein: Singende Sägen vermählen sich im Duett, Romeo und Julia streiten sich zu Prokofiev, und Marilyn Monroe haucht der Klassik vieldeutige Sinnlichkeit ein.

Geniessen Sie im KKL Luzern einen musikalischen Seitensprung, bei dem sich alles um die schönste Nebensache der Welt dreht: die Liebe.



### Platin-Club-Spezialangebot

**Salut Salon: «Liebe», im KKL Luzern, Konzertsaal**

**Datum:**

Freitag, 12. Oktober 2018, 19.30 Uhr

**Ticketpreise:**

- Kat. I Fr. 84.– (statt Fr. 98.–)
- Kat. II Fr. 79.– (statt Fr. 92.–)
- Kat. III Fr. 74.– (statt Fr. 86.–)
- Kat. IV Fr. 67.– (statt Fr. 78.–)
- Kat. V Fr. 59.– (statt Fr. 69.–)
- Kat. VI Fr. 39.– (statt Fr. 45.–)

**Buchung:**

Das Spezialangebot ist buchbar mit dem Kennwort «Weltwoche» unter Tel. 041 361 62 62 (Ticket-Hotline) oder mit dem Promotionscode «Platin-Club» auf [www.obrassoconcerts.ch](http://www.obrassoconcerts.ch).

**Bedingungen:**

Gültiges Abonnement der Weltwoche. Das Angebot ist nicht kumulierbar. Exkl. allfällige Gebühren.

**Veranstalter:**

Obrasso Classic Events GmbH  
[www.obrassoconcerts.ch](http://www.obrassoconcerts.ch)

[www.weltwoche.ch/platinclub](http://www.weltwoche.ch/platinclub)

# Sternstunden

## Trump erweist sich als brillanter Aussenpolitiker.

Von Roger Köppel

Was ist eigentlich der Skandal an der trump-schen Politik? Dass er die Steuern senkt und die Deregulierungen vorantreibt? Dass er mit Nordkorea Frieden schliesst? Dass er den Kalten Krieg mit Russland beendet und Putin respektvoll begegnet? Dass er seine Wahlversprechen einlöst? Dass er aus einem Klimaabkommen aussteigt, von dem selbst die Befürworter sagen, es bringe nichts? Dass er die Chinesen und die EU mit Strafzöllen dazu bringen will, ihre eigenen Strafzölle zu senken? Ach ja, das sei zerstörerischer Protektionismus. Tatsächlich? Warten wir ab, bis Trump seine gewünschten neuen Handelsabkommen ergattert.

Je mehr Trump richtig macht, desto verbissener scheinen seine Gegner. Nach dem Gipfel von Helsinki brachte die *New York Times* auf ihrer Homepage einen Zeichentrickfilm, der die beiden Präsidenten Trump und Putin als lächerlich verliebtes Schwulenpärchen auf einer homoerotischen Autofahrt verhöhnt. Hätte das ehrwürdige Blatt auch Negerwitze über Trumps Vorgänger Barack Obama so kunstvoll inszeniert? Wohl eher nicht. Die linken Moralisiere haben Gott entsorgt, um sich selber auf seinen Thron zu hieven. Die politische Korrektheit ist ihr neuer Scheiterhaufen. Und gegen Ketzer Trump ist dem linken Klerus jedes Mittel recht.

Handkehrum: Die Verzweiflung muss enorm sein, wenn einem zu Trump nur noch primitive Schwulenwitze einfallen. Seit Monaten versuchen seine Gegner durchschlagend erfolglos, Trump als Verbrecher, als Wahlbetrüger, als Frauenbelästiger oder als Rechtsextremen zu entlarven. Auf CNN diskutieren sie pausenlos, wie die Russen den US-Wahlkampf manipuliert hätten. Offensichtlich ist es in den Augen der Experten undenkbar, dass sich Millionen US-Bürger aus freien Stücken gegen Hillary Clinton und für Trump entschieden haben. Die Russen müssen dahinterstecken, als ob es möglich wäre, Millionen amerikanischer Wählerhirne aus Moskau fernzusteuern.

Es gibt offensichtlich einen paranoiden Zug in der amerikanischen Politik. Trumps Gegner wittern aber auch, dass der Präsident viel besser und anders ist als die Horrorszenarien, die sie über ihn verbreiten. Vielleicht ist die massive feindselige Energie auch Ausdruck einer gesunden demokratischen Kultur. In jedem Ökosystem ballen sich Gegenkräfte, wenn ein Lebewesen sich zu sehr aufzuspreizen und auszubreiten droht. Bei Trump grenzt die Opposition gelegentlich an Hysterie. Seine Gegner und

die meisten Journalisten scheinen Trump nicht widerlegen zu wollen. Sie wollen ihn weghaben, *impeachen*, vernichten.

Natürlich ist Trump eine Art John Wayne der Politik, eine wandelnde Protokollverletzung, ein typischer Amerikaner eben, tüchtig, etwas prahlerisch, der Sheriff aus dem Spätwestern, ruppig, aber mit dem Herz am ganz rechten Fleck. Die Provokation besteht darin, dass er das macht, was alle US-Präsidenten vor ihm getan haben, nämlich amerikanische Interessen zu vertreten. Trump aber verzichtet darauf, seine Politik in salbungsvollen Wortschwaden einzunebeln. Er nennt die Dinge beim Namen und redet Klartext in einer Sprache, die nicht aus dem Reagenzglas kommt. Bevor man ihn wegen seiner Unverblümtheit, wegen seiner Direktheit, sagen wir ruhig: wegen seiner Ehrlichkeit kritisiert, sollte man fragen, ob das Gegenteil, ob mehr salonfähiger Wohlklang und stilvolle Heuchelei wirklich die sinnvolle Alternative wären.

Trump ist ein Cowboy, aber er ist kein Clown. Die meisten Medien haben sich darauf geeinigt, ihn als eine Art Vollidioten zu beschreiben, aber seine Selbstdefinition, er sei ein «stabiles Genie», kommt der Wirklichkeit womöglich näher. Trump, der Neuling, erweist sich als instinktsicherer, kluger Politiker. Und ja: Seine Aussenpolitik nimmt tatsächlich geniale Züge an, nicht erst seit Kim. Was er in den letzten beiden Wochen ablieferte, war brillant, virtuos, intelligent – Diplomatie als Simultanschach mit etwas Freistilringen.

Zunächst schreckte er seine zahlungsmüden Nato-Partner mit Ohrfeigen und Schmeicheleien auf. Vor allem die Deutschen traf es hart, dass er sie, zu Recht, als Profiteure von russischem Billig-Gas und amerikanischen Militärausgaben züchtigte. Den Briten stärkte er beim Brexit den Rücken, was der Premierministerin

Theresa May missfiel, die Trump dann allerdings an der gemeinsamen Pressekonferenz mit seinem unwiderstehlichen Haifisch-Grinsen entwaffnete. Bei der Queen gab er den gravitätischen Staatsmann, ehe er im Interview erneut auf die EU eindrosch, die wegen ihrer Handelszölle ein «Feind» der Amerikaner sei. Die Medien machten aus seiner Wortwahl eine Kriegserklärung, doch Trump hatte das giftige



«Guter Konkurrent»: Präsidentenpaar Trump, Putin.

Angreiferwort «enemy» bewusst vermieden, um stattdessen das mild-altertümliche Wort «foe» zu verwenden. Sein Hauruckstil ist bemerkenswert subtil.

Ein Geniestreich war sein Treffen mit Putin. Punktgenau traf er den Ton, die hochempfindliche russische Seele mit abgewogenen Respektsbezeugungen massierend. Präsident Putin sei kein Gegner, sondern «ein Konkurrent, und zwar ein guter», geigte Trump. Es ging den Russen runter wie Honig. Die Medien nervten sich, dass der amerikanische Präsident darauf verzichtete, seinem Gegenüber öffentlich die Leviten zu lesen und ihm den ganzen Unsinn über angebliche russische Wahlmanipulationen vorzuhalten.

Hypnotisiert von ihren Verschwörungstheorien, konnten es die Journalisten nicht fassen, dass sich hier zwei Staatsmänner kollegial auf Augenhöhe begegneten, ohne einander mit Vorwürfen einzudecken. Die Medien waren entsetzt, dass sich Putin wie Trump bemühten, über alle Differenzen und Konflikte hinweg gemeinsamen Boden zu markieren. Und es trieb die Kommentatoren zur Weissglut, dass sich die Präsidenten so einvernehmlich weigerten, in den Kalten Krieg zurückzufallen.

Ja, der Gipfel von Helsinki war ein Meilenstein, eine Sternstunde rationaler Völkerverständigung und für Trump ein Triumph. Dass der amerikanische Präsident im Beisein Putins sogar Selbstkritik übte, war eine Sensation. Für die Welt und insbesondere für Europa ist es eine gute Nachricht, wenn sich die Lage zwischen den Grossmächten entspannt. Wann merken es die Europäer? Trump hat längst realisiert, dass die Russen natürliche Partner des Westens sind, man muss sie nur aus ihrer eigenen Geschichte heraus verstehen.

Trump ist klüger, nuancierter und weitsichtiger als die meisten seiner Kritiker.

Eines unserer Ziele: Dass Patienten schnell wieder gehen.

Fusschirurgie. Eines der Fachgebiete in Ihrer Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. [pyramide.ch](http://pyramide.ch)

25 JAHRE KLINIK PYRAMIDE Spitze für Sie

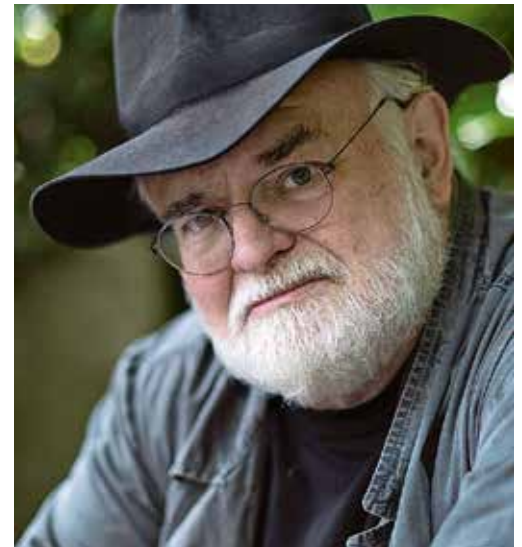
PYRAMIDE KLINIK AM SEE



*Idealbesetzung:* Sebastian Kurz. Seite 40



*Ein Kind für den Führer:* Hildegard Trutz. Seite 60



«Meine Ärzte lesen nicht nur meinen Körper und meine Seele, sondern auch meine Bücher.»

*E. Y. Meyer:* Seite 50

## Titelgeschichte

- 12 **Peter Thiel** Der Internet-Pionier über die Zukunft des Silicon Valley

## Kommentare & Analysen

- 5 Editorial  
9 Kommentar  
«Putins Pudel»  
10 Agenda 2030 In der Endlosschleife  
11 Eilmeldung Unrecht im Unrecht  
18 **Essay der Woche** Dubravka Ugresic:  
Der kroatische Freudentaumel  
22 **Lebensläufe: Sebastian Ramspeck**  
Der SRF-Korrespondent in Brüssel  
26 **Mörgeli**  
Kirchensturm und Fussballsturm  
26 **Bodenmann**  
Fast alle stehen im Regen  
27 **Medien** Warum diese Keilerei?  
27 **Die Deutschen** Juncker mit Rücken

## Inland

- 28 **Simonetta Sommaruga**  
Kehrtwende bei Migranten aus Eritrea  
30 «Geheimarmee» P-26  
Geheime Elemente, neu geschichtet  
32 **Eric Nussbaumer** Der Baselbieter  
SP-Nationalrat politisiert konsequent  
34 **Schneller scheiden** Das Bundesgericht  
nimmt den Frauen ein Druckmittel  
35 **Martina Hirayama**  
Damenwahl mit Schönheitsfehlern  
38 **Daniel Baumgartner** Kasernenbesuch  
beim neuen Armee-Ausbildungschef

## Ausland

- 37 **Nahost** Überflüssige Schweizer  
Beobachter in Hebron  
40 **Sebastian Kurz** Hat der österreichische  
Bundeskanzler politisch Zukunft?  
42 **Madeleine Albright** Neues Buch der  
Grande Dame der US-Aussenpolitik  
43 **Inside Washington** Tumult  
44 **Ein schrecklich nettes Land**  
Deutschland im Umbruch  
46 **Norman Stone** Spaziergang mit dem  
schillernden britischen Historiker

## Wirtschaft & Wissenschaft

- 24 **Angriff der Seesterne**  
Serie zur Lage der Weltmeere (Teil 5)  
36 **Daniel Senn** Der Fall  
des Revisors der Nation  
60 **Mysterien der Weltgeschichte**  
Die Frau, die für Hitler gebar

## Fussball-WM 2018

- 19 **Kroatien** Die Sieger vom Hinterhof  
21 **Blatter** Russland hat geliefert  
21 **Reif** Trommelregen

## Kultur & Gesellschaft

- 48 **Ikone der Woche** Cher  
54 **Drake** Der kanadische Rapper  
ist jetzt grösser als die Beatles  
56 **Viva Vivaldi** Die Naïve-Edition  
geht endlich weiter  
57 **Gurten-Festival**  
Delila Paz aus der Bronx

## Interview

- 50 **E. Y. Meyer** Begegnung  
mit einer der markantesten Stimmen  
der Schweizer Literatur

## Rubriken

- 9 **Im Auge** Adriano Celentano  
16 **Personenkontrolle**  
17 **Nachruf** Peter Carington,  
6. Baron Carrington  
55 **Fernseh-Kritik**  
Dr. Untereggers Show  
58 **Die Bibel** Der sanfte Terrorismus  
58 **Kino** «Hereditary»  
59 **Knorrs Liste**  
59 **Jazz** Tia Fuller  
61 **Fragen Sie Dr. M.**  
61 **Gewinner der Woche** Cassiopea  
62 **Thiel** Sozialpädagogik  
62 **Namen** Geschmack des Publikums  
62 **Fast verliebt** Monsterstreitmärl  
63 **Unten durch** Halbprivat  
64 **Wein** Ein Toskaner für die Ewigkeit  
64 **Salz & Pfeffer**  
Wirtshaus, nächste Stufe  
65 **Auto** Toyota Aygo  
66 **Darf man das?/Leserbriefe**

# Ihr Immobilienraum?



6 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhaus  
8127 **Forch-Küsnacht**, R. Schiesser Tel. 044 316 13 21  
Preis 2'354'000.- inkl. 2 PP, Bezug nach Vereinbarung  
[www.ufdeforch.ch](http://www.ufdeforch.ch)



6 ½ Zi. Doppel-Reihen-Einfamilienhäuser  
8414 **Buch am Irchel**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
Preis auf Anfrage, Bezug ab Sommer 2019  
[www.soonbylepa.ch](http://www.soonbylepa.ch)



1 ½ Zi. und 4 ½ Zimmer Mietwohnung  
8708 **Männedorf**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
Miete ab 1'640.- p/Mt. exkl NK, Bezug nach Vereinb.  
[www.loft-neugut.ch](http://www.loft-neugut.ch)



5 ½ Zi. Terrassen-Mietwohnungen  
8610 **Uster**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15  
Preis Miete 4'500.- p/Mt. exkl NK, Bezug nach Vereinb.  
[www.schwizerstrasse35.ch](http://www.schwizerstrasse35.ch)



5 ½ Zi. Garten-Eigentumswohnung  
8708 **Männedorf**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
Preis ab 1'952'000.-, Bezug nach Vereinbarung  
[www.lagovista.ch](http://www.lagovista.ch)



3 ½ und 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen, Eckhaus  
8118 **Pfaffhausen**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
**Standort:** [www.soonbylepa.ch](http://www.soonbylepa.ch)



4 ½ und 5 ½ Zi. Wohnungen, 2 DEFH  
8332 **Rumlikon**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.grueens-doerfli.ch](http://www.grueens-doerfli.ch)



3 ½ Zi. Dach-Eigentumswohnung  
8184 **Bachenbülach**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
Preis ab 1'145'000.- inkl. PP, Bezug nach Vereinbarung  
[www.ridere-bachenbuelach.ch](http://www.ridere-bachenbuelach.ch)



5 ½ Zi. Terrassen-Eigentumswohnungen  
8135 **Langnau a. Albis**, M. Knecht Tel. 044 804 34 34  
Preis ab 1'745'000.-, Bezug ab Sommer 2018  
[www.bellesterrasses.ch](http://www.bellesterrasses.ch)



3 ½ u. 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8953 **Dietikon**, Stefanie Bigler Tel. 044 316 13 11  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
**Standort:** [www.soonbylepa.ch](http://www.soonbylepa.ch)



4 ½ Zi. Garten-Eigentumswohnung  
8127 **Forch-Maur**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21  
Preis ab 1'278'600.-, Bezug auf Anfrage  
[www.amena-forch.ch](http://www.amena-forch.ch)



4 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8143 **Stallikon**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15  
Preis ab 930'000.-, Bezug nach Vereinbarung  
[www.zuerikon.ch](http://www.zuerikon.ch)



7 ½ Zi. Atrium- und 5 ½ Zi. Reihen-EFH  
8302 **Kloten**, Kevin Braunwalder Tel. 043 255 88 88  
Preis ab 1'275'000.-, Bezug ab Frühling 2019  
[www.panoramaweg-kloten.ch](http://www.panoramaweg-kloten.ch)



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8404 **Stadel/Winterthur**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
**Standort:** [www.soonbylepa.ch](http://www.soonbylepa.ch)



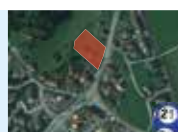
3 ½ und 4 ½ Zi. Terrassenwohnungen  
8102 **Oberengstringen**, R. Schiesser Tel. 044 316 13 21  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.visterrano.ch](http://www.visterrano.ch)



4 ½ - 6 ½ Terrassenwohnungen  
8103 **Unterengstringen**, R. Schiesser Tel. 044 316 13 21  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.sparrenberg.ch](http://www.sparrenberg.ch)



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8127 **Aesch-Maur**, Stefanie Bigler Tel. 044 316 13 11  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
**Standort:** [www.soonbylepa.ch](http://www.soonbylepa.ch)



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8493 **Saland**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
**Standort:** [www.soonbylepa.ch](http://www.soonbylepa.ch)



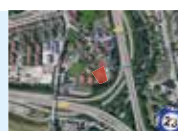
5 ½ Zi. Einfamilienhäuser  
8476 **Unterstammheim**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
Preis ab 1'136'000.-, Bezug ab Sommer 2018  
[www.heerenweg.ch](http://www.heerenweg.ch)



4 ½ Zi. Terrassenwohnung  
8610 **Uster**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15  
Preis 1'500'000.-, Bezug nach Vereinbarung  
[www.schwizerberg.ch](http://www.schwizerberg.ch)



5 ½ Zi. Einfamilienhäuser  
8453 **Alten b. Andelfingen**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
Preis ab 934'000.- inkl 2 PP, Bezug ab Sommer 2018  
[www.vecciacaasa.ch](http://www.vecciacaasa.ch)



4 ½ und 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8152 **Glattbrugg**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.glattwies-glattbrugg.ch](http://www.glattwies-glattbrugg.ch)



4 ½ - 6 ½ Zi. Terrassenhäuser  
8309 **Birchwil**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21  
Preis ab 1'790'000.-, Bezug auf Anfrage  
[www.mira-birchwil.ch](http://www.mira-birchwil.ch)



4 ½ und 5 ½ Zi. Terrassenwohnungen  
8615 **Wermatswil**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
**Standort:** [www.soonbylepa.ch](http://www.soonbylepa.ch)

**Haben Sie ein Grundstück auf dem Immobilienräume verwirklicht werden können?**

Melden Sie sich bei unserem Chef  [ulrich.koller@lerchpartner.ch](mailto:ulrich.koller@lerchpartner.ch) oder Tel. 052 235 80 00.

**Lerch & Partner**  
GENERALUNTERNEHMUNG AG  
**LerchPartner.**

**MINERGIE**  
Member

**YouTube**

Zürcherstrasse 124 Postfach 322  
8406 Winterthur  
Telefon 052 / 235 80 00

**EIGENHEIM  
MESSE  
SCHWEIZ**  


**Wir nehmen an den folgenden  
Immobilienmessen teil:**

**Eigenheimmesse Schweiz in Zürich**  
6. - 9. Sept. 2018, Messe Zürich, Halle 6

**SVIT Immobilien-Messe in Zürich**  
29. - 31. März 2019, Lake Side Zürich

Stand Mai 2018

# Überleben in einer verrückten Welt.

Grosse Sonderausgabe zum 1. August



Ab  
26. Juli am  
Kiosk!

**Cover:** Gerda Steiner und Jörg Lenzlinger

Einzelhefte oder Probe-Abo: Telefon 043 444 57 01 oder [www.weltwoche.ch/abo](http://www.weltwoche.ch/abo)



## «Putins Pudel»

Von Hanspeter Born — Das Treffen von Trump mit Putin war kein «tragischer Fehler», wie überall behauptet wird. In Helsinki hat man sich auf den Zahn gefühlt. Trump hat Türen geöffnet.



Diplomatie und Engagement: Trump (l.) und Putin in Helsinki.

Liesse sich politische Hysterie mit dem Thermometer messen, würde man dort jetzt 41,5 Grad ablesen. Das Treffen Putin–Trump hat das aussenpolitische Establishment der westlichen Welt und mit ihm die einschlägigen Medien in einen Zustand fiebriger Erregung versetzt.

John McCain, Präsidentschaftskandidat, Kriegsheld, sicherheitspolitische Koryphäe: «Der Schaden, den Präsident Trumps Naivität, Egoismus, falsche Gleichsetzung und Sympathie für Autokraten angerichtet haben, ist schwer zu berechnen. Aber es ist klar, dass der Gipfel von Helsinki ein tragischer Fehler war.»

### Blick zurück in die Geschichte

Übertroffen wurde dieser dramatische Vorwurf von Ex-CIA-Direktor John Brennan, der Trumps Auftritt in Helsinki «nichts weniger als landesverräterisch» nannte: «Nicht nur waren Trumps Kommentare idiotisch, er ist völlig in Putins Tasche.» «Putins Pudel» lautet die Schlagzeile in Londons *Daily Mirror*, «Offener Verrat» diejenige in New Yorks *Daily News*. Höchste Zeit also, dass Sonderanwalt Mueller vorwärtsmacht, damit der Verräter angeklagt und abgesetzt wird!

Welches nun sind die Ungeheuerlichkeiten, die sich das Grossmaul hat zuschulden kommen lassen? Erstens: Er hat es unterlassen, dem Menschenfeind im Kreml die Leviten zu lesen. Zwei-

tens – ganz schlimm – Trumps Antwort auf die Reporterfrage, wem er glaube, Putin, der abstreitet, etwas mit der US-Wahl-Beeinflussung zu tun gehabt zu haben, oder allen US-Geheimdiensten, die zum Schluss kamen, dass Russland es tat: «Meine Leute kamen zu mir – Dan Coats [Direktor der nationalen Nachrichtendienste] und einige andere – und sagten, sie glaubten, es sei Russland. Ich habe Präsident Putin gefragt: Er sagte eben, es sei nicht Russland. Ich sehe keinen Grund, wieso es sein könnte...» Drittens – am allerschlimmsten: Trump nahm seinen Tweet, laut dem amerikanische «Torheit, Dummheit und die Mueller-Untersuchung» am Niedergang der Beziehungen zu Russland schuld seien, nicht nur nicht zurück, sondern wiederholte, dass der Fehler bei beiden Staaten liege.

Trump glaubt Putin mehr als seinen Geheimdiensten. Trump glaubt, dass die bisherige amerikanische Aussenpolitik in vielem falsch war. Ich selber, neutraler Schweizer, denke gleich, kann Trump also verstehen. Schlüsselsatz in Trumps Erklärung zu Beginn der Pressekonzferenz: «Von den frühesten Tagen unserer Republik an haben amerikanische Führer verstanden, dass Diplomatie und Engagement besser sind als Konflikt und Feindschaft.»

Ein Blick zurück in die Geschichte bestätigt den Gemeinplatz. Die beiden Grossmächte

»» Fortsetzung auf Seite 10

## Azzurro



Adriano Celentano, das andere 68.

Das Lied, das im Aufbruchjahr 1968 aus jeder Jukebox mit dem verrauchten Timbre Adriano Celentanos schepperte, besang im Widerspruch zur aufgeregten Zeit die Melancholie des Schlapp- und Blaumachens. «Azzurro», die Ode an den Sommer, an den Azur des Himmels und des Meeres, unvergängliche Nationalhymne der Ferienzeit – komponiert von einem Anwalt, dem genialen Cantautore Paolo Conte, und getextet von Vito Pallavicini, einem poetischen Chemiker.

Der Sänger Celentano ist in diesem Jahr bereits achtzig geworden. Damals war er noch «Il Molleggiato», der Federnde, der in die amoreee-Schnulzenwelt hereintänzelte wie Elvis Presley. Der kleine Springteufel war schon Federico Fellini aufgefallen, in «La dolce vita» rockte Celentano Anita Ekberg im Trevi-Brunnen. Aufgewachsen ist er als Kind von Zuwanderern aus dem Süden in der Nähe des Mailänder Hauptbahnhofs, und aus diesen Erinnerungen entstand sein erster Hit, «Il ragazzo della via Gluck» – der kleine Junge, der von der Grossstadt verschluckt wird. Im Duett mit seiner Frau Claudia Mori sang er den hinreissenden Ohrwurm «La coppia più bella del mondo» (das schönste Paar auf Erden). Mit ihr feierte er letzten Samstag Hochzeitstag, sie sind seit 54 Jahren verheiratet, das Eheglück nur unterbrochen durch eine Romanze mit der Leinwandschönheit Ornella Muti. Er stand selber in 34 Filmen vor oder hinter der Kamera.

Allmählich zog sich Celentano aus dem Showbiz zurück in seine Villa am Comersee und verwandelte sich in den moralischen Guru des Landes. Seine seltenen TV-Auftritte, etwa in «Rock-Politik» im Jahre 2005, gestaltete er als spiritistische Sitzungen im Halbdunkel – mit gigantischen Einschaltquoten wie sonst nur beim Fussball. Politisch bekennt er sich zu seinem Freund Beppe Grillo, der als bissiger Komiker auf allen Kanälen Auftrittsverbot hatte, bis er Italien mit seiner Cinque-Stelle-Protestbewegung aus den Angeln hob: fünfzig Jahre nach 68. Peter Hartmann

haben nie direkt gegeneinander Krieg geführt. Sie sind, man verzeihe, wenn ich Trumps Wort gebrauche, *competitors*, nicht Feinde. Zur Zeit des Kalten Kriegs waren die Interessengegensätze bedeutend grösser als heute, da Russland eine Form von Kapitalismus übernommen hat und wo der zerstrittene Westen als Hort der Freiheit wenig glaubwürdig ist. Dennoch redete man immer miteinander und konnte sich in einzelnen Fragen sogar einigen. «Fangen wir von vorne an», mag sich Trump gesagt haben. Oder *push the reset button*, was Obama und Hillary Clinton tun wollten, aber nicht getan haben.

### Wie bei Reagan–Gorbatschow

Trump ist als Businessman nach Helsinki gegangen. Der Geschäftsmann, der in einer Verhandlung etwas erreichen will, beginnt nicht damit, dass er dem Gegenüber Vorhaltungen macht. Er tastet Gemeinsamkeiten ab. Trump vertritt die amerikanischen Nationalinteressen, Putin die russischen. Wo überschneiden sie sich? Engere Wirtschaftsbeziehungen nützen beiden. Unnütze Kriege, die beide Seiten Blut und Geld kosten, sollte man vermeiden, solange sie nicht für die eigene Sicherheit unumgänglich sind. Syrien ist ein Beispiel. Seit die USA energieunabhängig sind, ist der Nahe Osten, ausser was Israels Überleben betrifft, für sie weit weniger wichtig als noch vor zwanzig Jahren.

Eine andere Gemeinsamkeit, welche die beiden Grossen beschäftigt, ist die teure und gefährliche nukleare Hochrüstung. Dies war schon zur Zeit des Kalten Kriegs so. Reagan und Gorbatschow haben einen Modus Vivendi gefunden. Wieso sollte das Trump und Putin nicht gelingen? Da muss allerdings Trump, der den Unterschied zwischen Proliferation und Abrüstung nicht richtig zu verstehen scheint, nachbüffeln. Als «stabilem Genie» wird ihm das gelingen.

In Helsinki hat man sich auf den Zahn gefühlt. In heiklen Fragen wie dem Giftgasanschlag von Salisbury oder der Annexion der Krim oder der russischen (aber auch der westlichen) Einmischung in der Ukraine sind beide auf ihren Positionen geblieben. Trump hat nichts verschenkt. Die Sanktionen bleiben. Aber man hat auf Augenhöhe diskutiert. Trump hat Putin als gleichwertigen Partner behandelt, was der Vielgeschmähte geschätzt hat. Das russische Volk ist ein grosses Volk mit einer grossen Geschichte, auf das man nicht herunterschaut.

Trump in seiner unnachahmlichen Art sagte in Helsinki: «Unsere Beziehung ist nie schlechter gewesen als jetzt. Doch dies hat sich vor ungefähr vier Stunden geändert.» Man wird sehen. Das Gipfeltreffen war auf keinen Fall «ein tragischer Fehler». Vielleicht wird sich die Weltmeinung nachträglich genauso ändern, wie sie es nach dem Reagan–Gorbatschow-Treffen in Reykjavik 1986 getan hat. Schon damals redeten alle klugen Köpfe von einem Desaster. Der Rest der Geschichte ist bekannt.

## Agenda 2030

# In der Endlosschleife

*Von Beat Gygi* — Die Schweiz macht bei der Uno-Agenda für nachhaltige Entwicklung eifrig mit. Gewinner ist die Bürokratie.

Am Dienstag hat Bundesrätin Doris Leuthard am Uno-Sitz in New York «der versammelten Staatengemeinschaft und zahlreichen nichtstaatlichen Akteuren» dargelegt, wie es um die Nachhaltigkeit der Schweiz stehe. Mit Blick auf Gesundheit, Bildung, Energie, Beschäftigung, Infrastruktur und Innovation sei man gut auf Kurs, Handlungsbedarf gebe es dagegen etwa bei nicht nachhaltigem Ressourcenverbrauch, der mit dem Konsumverhalten und den Produktionsbedingungen bei Importgütern zusammenhänge. Anlass für ihren Auftritt war die Ministertagung des sogenannten Hochrangigen Politischen Forums für nachhaltige Entwicklung der Uno, an der die Regierungen ihre Bemühungen zur Umsetzung der Agenda 2030 für nachhaltige Entwicklung präsentierten. Der Bund hatte diesem Uno-Projekt 2015 zugestimmt, in dem siebzehn Ziele und 169 Unterziele formuliert wurden, die bis 2030 so weit wie möglich erreicht werden sollten.

Die ersten Ziele richten sich auf Überleben und Existenzsicherung, auf Beseitigung von Armut und Hunger, auch auf die Förderung von Gesundheit und Bildung. Weiter unten in der Liste erhalten die Ziele zunehmend eine Färbung in Richtung Sozial-, Umwelt- und Industriepolitik, oft Umverteilung, es geht um Geschlechtergleichstellung, Zugang zu Wasser und Energie, nachhaltiges Wirtschaftswachstum, Arbeit für alle, mehr Gleichheit zwischen den Ländern, Umweltschutz aller Art inklusive Bekämpfung des Klimawandels.

### Das Gegenteil von Föderalismus

Die Vorgaben der Agenda sind so formuliert, dass alle Länder noch viel zu tun haben. Ziel Nummer eins ist etwa: Armut in all ihren Formen und überall beenden. In armen Ländern wird es sehr schwierig, auch die ärmsten paar Prozent der Bevölkerung auf ein höheres Lebensniveau zu heben. Und in reichen Ländern ist es geradezu unmöglich, ein solches Vorhaben zum Erfolg zu führen, da gemäss sozialpolitischer Definition ja immer die einkommensschwächsten 8, 10 oder 12 Prozent als arm eingestuft werden. Die Bundesrat hält im Länderbericht Schweiz denn auch fest, 2016 hätten 7,5 Prozent der Bevölkerung unter der Armutsgrenze gelebt, knapp ein Prozentpunkt mehr als 2014. In eine ähnliche Endlosschleife führt das Ziel, ein gesundes Leben für alle Menschen jedes Alters zu gewährleisten.

So ist die Agenda 2030 ein gewaltiges Beschäftigungs- und Bedeutungsveranschaffungsprogramm für Regierungen, Verwaltungen,

Diplomaten, Uno-Apparat und NGOs aller Art. Es geht nicht um die Rahmenbedingungen, die am ehesten zu soliden Entwicklungen in den verschiedenen Ländern führen könnten, sondern vielmehr um eine internationale Definition, Koordination, Lenkung und Verwaltung einer sogenannten nachhaltigen Entwicklung. Die Autoren haben beim Formulieren der Agenda weitgehend an sich selber gedacht.

Das internationale Konstruieren färbt auch auf die Schweiz ab. Nach Verabschiedung der Agenda 2030 hat die Bundesverwaltung deren Ziele zusammengebracht mit dem seit 2003 existierenden System für das Überwachen der in der Verfassung postulierten nachhaltigen Entwicklung. Daraus ergab sich ein Gerüst von 85 Indikatoren, die ein breites Spektrum abdecken, etwa Armutsquote, Kosten der sozialen Sicherheit, Früchte- und Gemüsekonsum, Ausfuhrbeiträge, verlorene potenzielle Lebensjahre, Feinstaubkonzentration, Strukturen der Fliessgewässer, Material-Fussabdruck, Lohn-differenz Mann-Frau, Vertrauen in den Bundesrat. Wer hat da noch den Überblick? Es ist die Bundesverwaltung, die sich das zutraut. Monitoringsysteme sollen die Politik-Kohärenz fördern, Bundesstellen durch Zusammenarbeit Synergien nutzen. Der Bund will stärker mit Kantonen und Gemeinden zusammenarbeiten und in einer Begleitgruppe das Gespräch mit NGOs, Privatwirtschaft und Wissenschaft suchen. Das alles ist das Gegenteil von Föderalismus und demokratischer Kontrolle, wie man sie in der Schweiz kennt.



Beschäftigungsprogramm: Leuthard.

# Unrecht im Unrecht

Von Alex Baur — Die Beschneidung ihrer beiden Töchter war zweifellos ein Verbrechen. Trotzdem überzeugt der Schuldspruch gegen eine somalische Mutter im Kanton Neuenburg nicht.



Keine Strafe ohne Gesetz.

Letzte Woche bestrafte das Regionalgericht in Boudry NE eine Somalierin wegen «Verstümmelung weiblicher Genitalien» (Art. 124 StGB) zu acht Monaten Gefängnis bedingt. Die Angeklagte hatte ihre beiden Töchter im Alter von fünf beziehungsweise sechs Jahren beschneiden lassen, in einem Fall nach einer besonders brutalen Variante («Pharaonische Inzision» im Fachjargon). Das Gericht mass sich nicht an, «die Situation fundamental zu ändern», kommentierte die Richterin den Schuldspruch, aber sie hoffe, damit wenigstens einen kleinen Beitrag geleistet zu haben.

Von geschätzten 200 Millionen Frauen, die weltweit eine Genitalverstümmelung erlitten haben, dürften 14 700 in der Schweiz leben. In Somalia, Eritrea, Äthiopien oder Ägypten sollen bis zu 98 Prozent der Frauen beschnitten worden sein. Die Schweiz hat deshalb bereits 2012 den Artikel 124 des Strafgesetzbuches eingeführt, der auch im Ausland begangene Mädchenbeschneidungen unter Strafe stellt. Man will damit verhindern, dass Zuwanderer aus dem östlichen Afrika ihre Töchter zur Beschneidung in ihre Heimat schicken.

Sechs Jahre nach der Einführung der Gesetzesnovelle haben wir nun endlich einen konkreten Fall. Das Bedürfnis, ein Zeichen zu setzen, war übermächtig. Nur ist dies nicht die primäre Aufgabe der Justiz. Ein Strafurteil

muss zuallererst dem Verschulden eines Angeklagten gerecht werden. In diesem Licht erscheint das Verdikt mehr als fragwürdig.

Als die angeklagte Somalierin mit ihrem vierten Kind schwanger war, reiste ihr Ehegatte 2008 in die Schweiz ein. Ob die beiden Töchter auf Initiative der Mutter oder der Grossmutter 2013 beziehungsweise 2015 unters Messer kamen, ist umstritten. Aber dies ist nicht der entscheidende Punkt. Denn damals wusste die Somalierin – eine Analphabetin, die selber beschnitten und mit vierzehn Jahren verheiratet wurde – nicht, dass sie 2016 mit den Kindern zu ihrem Gatten in die Schweiz nachreisen würde. Sie konnte auch nicht wissen, dass ihren Töchtern etwas angetan wurde, was in der Schweiz als Verbrechen geahndet wird.

## Vermeintliches Signalurteil

In Somalia wird die Genitalverstümmelung traditionell als Pflicht einer fürsorglichen Mutter betrachtet. Unbeschnittene Frauen gelten als Prostituierte, sie sind einer erhöhten Gefahr ausgesetzt, gesteinigt zu werden. Nun hat Somalia zwar die Mädchenbeschneidung in der «provisorischen Verfassung» von 2012 geächtet. Nur wurde dieses Bekenntnis nie umgesetzt. Es gibt weder ein Gesetz, das den fürchterlichen Brauch unter Strafe stellt, noch wurde je eine Beschneiderin verurteilt.

Der Rechtsstaat zeichnet sich dadurch aus, dass es keine Strafe ohne Gesetz gibt – und dass das Gesetz für alle gleichermassen gilt. Folgt man der Logik des Schuldspruchs von Boudry, müsste jedes Mädchen, das aus Ostafrika einreist, medizinisch untersucht werden. Würde eine Genitalbeschneidung diagnostiziert, müssten die Eltern vor Gericht gestellt werden. Eine groteske Vorstellung.

Es waren denn auch nicht die Ärzte, die im aktuellen Fall den Anlass zur Anklage gaben, es war der Ehegatte. Wenige Monate nach ihrer Ankunft in der Schweiz trennte sich die Frau von ihm und zeigte den Mann wegen gewalttätiger Übergriffe an. Der verstossene Gatte rächte sich mit einer Strafanzeige wegen Genitalverstümmelung. Im Falle einer Verurteilung drohte der Frau ein Landesverweis. Das ist der erbärmliche Hintergrund des vermeintlichen Signalurteils von Boudry.

## Weiche Prinzipien

Soweit bekannt, ist dies die dritte Verurteilung wegen Mädchenbeschneidungen in der Schweiz. Die beiden anderen Schuldsprüche erfolgten vor der Einführung von Artikel 124 StGB. Schaut man sich die Umstände genauer an, überzeugt keines dieser Urteile.

Im Juli 2008 wurde eine 50-jährige Somalierin im Kanton Freiburg wegen «Unterlassung der Fürsorgepflicht» zu einer bedingten Strafe verurteilt. Die Angeklagte lebte seit 1993 in der Schweiz und liess später ihre Halbschwester nachreisen, die sie fälschlicherweise als Tochter deklarierte. Als das Kind im Alter von dreizehn Jahren rebellierte, schickte sie den Teenager vorübergehend zurück zur Mutter in seine Heimat. Dort wurde das Mädchen beschnitten. Das war aber nie das Ziel der mit der Erziehung überforderten Angeklagten gewesen. Ihr wurde nur zur Last gelegt, sie hätte mit der Genitalverstümmelung rechnen müssen, als sie ihre Halbschwester nach Somalia schickte.

Im gleichen Jahr wurde im Kanton Zürich ein somalisches Ehepaar wegen «Anstiftung zu schwerer Körperverletzung» zu je zwei Jahren Gefängnis bedingt verurteilt. Es hatte seiner Tochter 1996 durch einen afrikanischen Wanderarzt die Klitoris beschneiden lassen. Die Familie lebte erst wenige Jahre in der Schweiz. Das Gericht attestierte den Eltern, dass ihnen damals die gesetzliche Lage nicht bekannt war und dass sie im Glauben handelten, das Richtige zu tun. Im Rahmen eines Einbürgerungsgesuchs hatten die reumütigen Eltern 2007 von sich aus eingeräumt, dass sie ein Verbrechen begangen hätten. Sie brachten damit das Verfahren selber ins Rollen. Auch das Zürcher Gericht erklärte, man habe mit dem Verdikt «ein Zeichen setzen» wollen.

Wenn es Zeichen zu setzen gilt, werden die heiligsten Prinzipien des Rechtsstaats so weich wie Gummi. Auch das ist ein Zeichen, allerdings kein beruhigendes.

## «Hypnotische Massenphänomene»

Von Florian Schwab — Peter Thiel gehört zu den ganz grossen Figuren des Silicon Valley. Jetzt verlässt er das Mekka der Internetwirtschaft. Ein Gespräch über den menschlichen Herdentrieb, erfolgreiches Investieren, Donald Trumps Begabung, Homosexualität und den Tod.

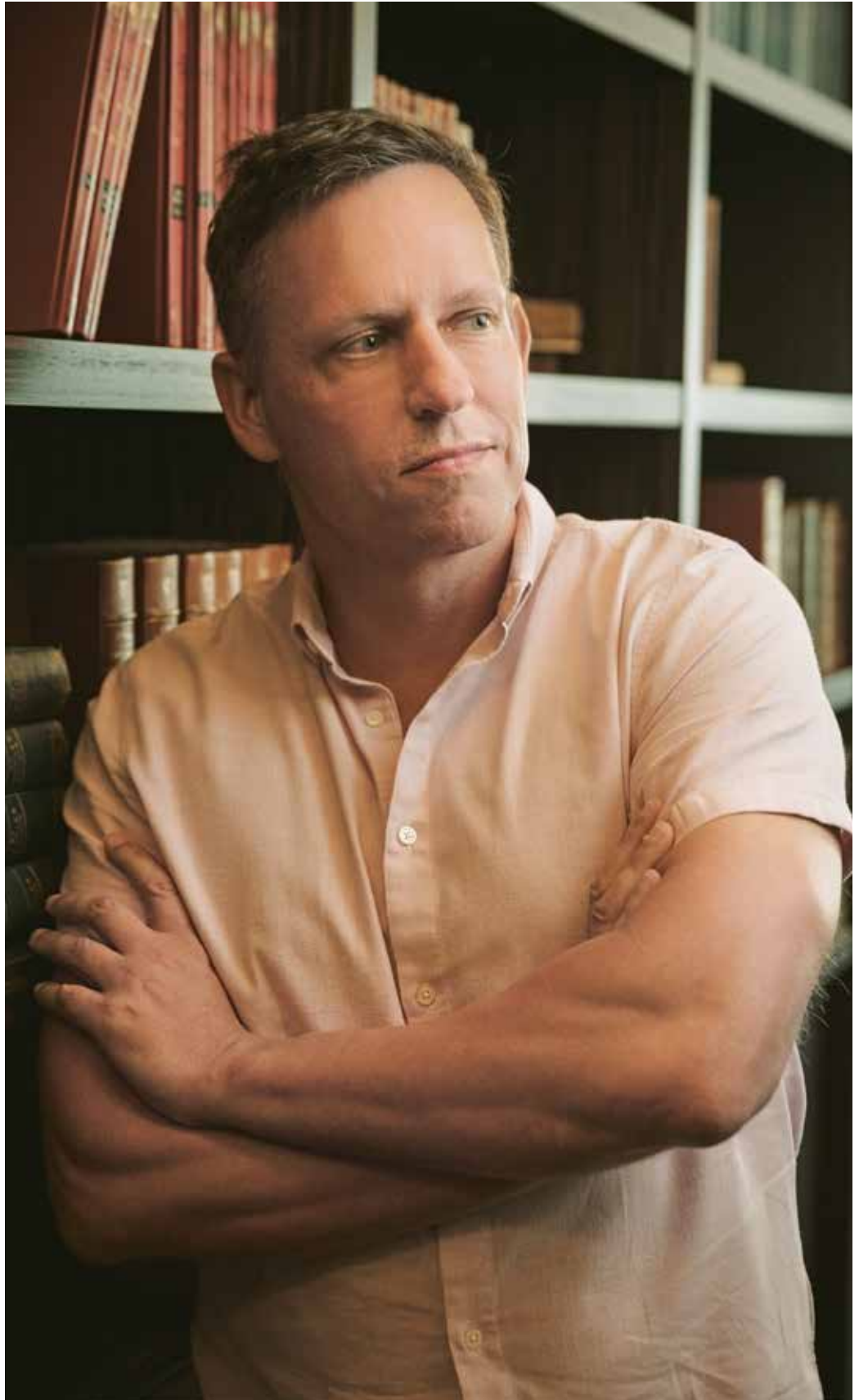
Wenn sein Name fällt, vibriert das Silicon Valley. Der Gründer von mehreren Firmen und Investor Peter Thiel ist hier eine prägende Kraft der ersten Stunde. Im Jahr 1999 gründete er Paypal, gemeinsam mit Elon Musk. Das Ziel: die Neuerfindung des Finanzsystems und des Geldes. Ganz so weit ging die Revolution zwar nicht, aber immerhin: Paypal vereinfachte radikal die Zahlungen im Netz und ebnete damit den Weg zum E-Commerce, dank dem das Internet zur Goldgrube wurde. Die Gründer trieben das Unternehmen auf einen Wert von über einer Milliarde Dollar, womit es zu einem der ersten sogenannten Einhörner wurde. Im Jahr 2002 kaufte Ebay die Firma für über eine Milliarde Dollar.

Thiels märchenhafter Reichtum – man spricht von zwei bis drei Milliarden Dollar – entstand grösstenteils aus einem Investment in Facebook: Als erster externer Investor kaufte er 10 Prozent der Firma für 500 000 Dollar. Nach dem Börsengang 2012 veräusserte er die meisten seiner Anteile für über eine Milliarde. Aber auch andere Investments waren höchst erfolgreich. So ist Thiels Firma Palantir einer der Big-Data-Pioniere.

So vielseitig wie der Mann ist, so vielfältig ist sein Werdegang. Bevor er zum Internetrevolutionär wurde, studierte der Sohn deutscher Einwanderer in Stanford Philosophie, schrieb dann eine Doktorarbeit in Rechtswissenschaften und war als Mitarbeiter eines hochrangigen Richters tätig.

In der Öffentlichkeit macht sich Peter Thiel rar. Er gibt nur wenige Interviews. Doch wenn er die Stimme erhebt, dann löst er intensive Debatten aus. So erzählte er einmal, dass er täglich menschliche Wachstumshormone einnehme, um seine Lebenserwartung zu steigern. Seinen bislang grössten Auftritt hatte er, als er Donald Trump im Kampf um die Präsidentschaft unterstützte. Das Silicon Valley war empört. Es wurden gar Pläne geschmiedet, Thiel aus dem Board von Facebook zu werfen.

Wir treffen das Orakel vom Silicon Valley in den Büros seiner Firma an einer der besten Adressen von San Francisco. Auf dem Areal des sogenannten Presidio, eines Naturparks auf dem Gebäude einer früheren Militärgarnison mit Blick direkt über die Golden Gate Bridge, belegt Thiel Capital weiträumige Flächen in einem noblen Geschäftsgebäude. Pastell- und ockerfarbene Einrichtung, futu-



«Warum ist Europa so lahm?»: Internet-Pionier Thiel, 50.

ristisches Design. Hie und da ein Schachbrett, das Markenzeichen des Hausherrn.

Und dann steht er vor uns. Körperlich ist der Internetgigant überraschend klein geraten. Dafür ist er im Auftritt umso dynamischer und flink in seinen Gedanken. Thiel begrüsst uns auf Deutsch mit amerikanischem Einschlag. Das Gespräch findet dann doch auf Englisch statt. Sein Deutsch sei auf dem Niveau eines Zwölfjährigen stehengeblieben, entschuldigt er sich.

**Herr Thiel, im Frühjahr haben Sie angekündigt, mit Ihrer Firma nach Los Angeles umzuziehen. Und doch: Hier sind wir, am Sitz von Thiel Capital in San Francisco.**

Im August ist der Umzug. Ich setze darauf, dass die Technologien sich in den nächsten zehn Jahren weniger zentralistisch entwickeln als bisher. Damit fiele dann auch die unglaubliche Standortprämie des Silicon Valley weg.

**Momentan erscheint das Silicon Valley immer noch ziemlich dominant.**

Die Kernfrage lautet: Ist die Zukunft des Computerzeitalters zentralistisch oder dezentral? In den 1960er Jahren gab es diese «Star Trek»-Vision des Computers, der einen ganzen Planeten steuert. Die Leute sind glücklich, aber unfrei. Auch heute glauben wir, dass es auf eine Zentralisierung hinausläuft: grosse Firmen, *big government*, Überwachungsstaaten wie China. Im Jahr 1999, als wir mit Paypal anfangen, herrschte das genaue Gegenteil: die Idee eines freiheitlichen bis anarchistischen Internets. Das Pendel ist also in der Geschichte hin und her geschwungen. Heute würde ich auf Dezentralisierung und mehr Privatsphäre setzen. Ich denke nicht, dass wir das Ende der Geschichte erreicht haben und dass das alles einfach in einem Weltüberwachungsstaat endet.

**Was ist das Problem im Silicon Valley?**

Es ist paradox. Die technologische Internetrevolution war eigentlich dazu gedacht, die Tyrannei des Ortes und der Geografie zu durchbrechen. Und doch fand alles hier an diesem Platz statt. Netzwerkeffekte sind am Anfang etwas sehr Positives, aber irgendwo können sie ins Negative kippen. Wirtschaftlich gesprochen, werden sie negativ, wenn die Kosten zu hoch werden. Wenn eine Einzimmerwohnung in San Francisco 2000 Dollar kostet, ist das vielleicht ein Symptom des Booms. 4000 Dollar Miete sind dann im Ergebnis nichts weiter als eine sehr hohe Steuer. Und dann gibt es die kulturelle Komponente: Aus der Weisheit der Massen wird die Verrücktheit der Massen. Es kommt zu konformistischem, lemminghaftem Verhalten und zu weniger Kreativität.

**Sie sind ein Kritiker des menschlichen Herdentriebs. 1995 haben Sie ein Buch**

**über den «Mythos der Diversität» an Universitäten geschrieben: Die Auswahl der Leute soll einen vielfarbigen Eindruck erwecken, führt aber zu gleichförmigem Denken.**

Intellektuelle Vielfalt ist die Art von Diversität, die wertvoll ist, nicht diese oberflächliche Vielfalt mit extravaganten Extras aus der Kantine von «Star Wars».

**«Stark Trek», «Star Wars»: Sie scheinen ein Science-Fiction-Fan zu sein.**

Ja. Es ist eine Art, über die Zukunft nachzudenken. «Star Wars» ist ein bisschen mehr wie Fantasy, «Star Trek» eher utopisch. Als wir mit Paypal anfangen, haben wir Neal Stephenson's «Cryptonomicon» gelesen. Nicht nur, weil es Spass machte, sondern auch, weil es konkrete Vorstellungen darüber beinhaltete, wie die Zukunft sich von der Gegenwart unterscheiden könnte.

**Etliche Ihrer Investment-Vehikel sind nach dem Fantasy-Autor J. R. R. Tolkien benannt.**

Seine Bücher haben auf mich einen grossen Eindruck gemacht. Ich möchte die Übereinstimmung mit meinen philosophischen Überzeugungen nicht überhöhen. Aber das Leitmotiv in Tolkiens Werk ist das problematische Wesen der Macht, frei nach Lord Acton: «Macht korrumpiert, und absolute Macht korrumpiert absolut.»

**Sie bezeichnen sich als jemanden, der gegen den Strom schwimmt, als einen *contrarian*. Wie wird man das?**

Andere nennen mich so. Ein reiner *contrarian* setzt ein Minuszeichen vor alles, was die Menge denkt. So einfach sollte es nicht sein. Es ist notwendig, dass jeder für sich selber sehr intensiv nachdenkt. Aber ja, ich misstrauere zutiefst diesen hypnotischen Massenphänomenen, die in verstörender Häufigkeit vorkommen.

**Warum passiert das in einer vermeintlich aufgeklärten Gesellschaft?**

Die fortgeschrittenen technologischen Zivilisationen des frühen 21. Jahrhunderts sind kompliziert. Es ist nicht möglich, dass jeder alles für sich selbst durchdenkt. Sie können kein Universalgelehrter sein, wie im 18. Jahrhundert vielleicht ein Goethe. Folglich müssen Sie auf Experten hören, andere Leute einbeziehen. Das kann zu weit gehen und das eigene kritische Denken ausschalten. Im Silicon Valley passiert dies in höchstem Masse.

**Man würde erwarten, dass gerade die Technologie rational funktioniert.**

Eher im Gegenteil: Technologie ist schwer messbar. Viel eher geht es um Dinge, die in Bewegung sind, um Geschichten. Das macht

das Ganze anfällig für Massenphänomene. Viele Geschäftsideen brauchen Jahre, um sich zu beweisen. Es gibt kein direktes Feedback. Also will man die Meinung anderer Leute hören. Aber wenn Sie sozial und kulturell immer bestärkt werden, dann denken Sie nicht mehr genügend darüber nach, ob Sie wirklich auf dem richtigen Weg sind.

**Was auch bei der Politik sichtbar wird. Wie hat das Silicon Valley reagiert, als Sie Ihre Unterstützung für Donald Trump ankündigten?**

Das hat sich hier extrem kontrovers angefühlt. Dabei war meine Unterstützung für Donald doch eines der weniger kontroversen Dinge, die ich getan habe. Das halbe Land hat Trump unterstützt. Nicht, dass Politik das Wichtigste wäre. Es gibt viele Dinge im Leben, die wichtiger sind: Wissenschaft, Technologie, Philosophie, Religion. Umso alarmierender ist es, wenn wir nicht einmal in der Politik verschiedener Meinung sein dürfen. In einer Demokratie

trauen wir den Leuten ein Urteil zu: Soll der lustige Mann mit der komischen Frisur Präsident werden oder die böse Oma? Wer Ihnen hier die Meinung verbieten will, der ist vermutlich der Ansicht, dass Sie überhaupt nicht denken sollten.

**Sie attestieren dem Kampf um die Präsidentschaft eine apokalyptische Dimension. Was stand genau auf dem Spiel?**

Peter Thiel denkt lange nach. Es ist eine der wenigen Fragen, auf die er keine bereits durchdachte Antwort abrufbereit hat. Erst sagt er, Politik fühle sich halt häufig etwas apokalyptisch an. Offensichtlich unzufrieden mit dem Ausweichmanöver, folgt nach einer längeren Denkpause ein Vergleich mit höchster Symbolkraft:

Es gibt diese Essays von Michael Anton. Einer davon heisst «The Flight 93 Election». Flight 93 war der vierte Flug, der am 11. September entführt wurde und bei dem die Passagiere das Flugzeug zurückeroberten. Und doch stürzte das Flugzeug ab. Vor der Präsidentschaftswahl fühlte es sich an, als sei das Land übernommen und auf einen katastrophalen Kurs geführt worden. Es ging darum, das Cockpit zurückzuerobern. Ohne zu wissen, ob man das Flugzeug auch wirklich steuern kann, aber *we're gonna try*. Diese Metapher hat mich emotional angesprochen.

**Worin lag die Kraft dieser Metapher?**

Es ist meine tiefe Überzeugung, dass die USA und die westliche Welt nicht in der richtigen Richtung unterwegs sind. Sowohl in Amerika als auch in Europa haben wir ein



J.R.R. Tolkien.

---

«Aus der Weisheit der Massen wird die Verrücktheit der Massen.»

---



«Viel amoralischer»: Silicon Valley.

Mitte-links-Establishment, das die Probleme unserer Gesellschaften beschönigt. Wenn nichts unternommen wird, ist es irgendwann zu spät, um die Dinge zu reparieren. Und es war höchste Zeit.

#### Was war das Einzigartige an der Trump-Kampagne?

Bis anhin war das Rezept republikanischer Kandidaten ein leichtfertiger Optimismus. Seit Jahren fand ich, dass die Republikaner einen etwas pessimistischeren Kandidaten bringen sollten, einfach weil es ehrlicher ist. Das Genie von Trump bestand darin, einerseits ausserordentlich pessimistisch zu sein und gleichzeitig unglaublich motivierend. «Make America Great Again» war der pessimistischste Slogan in mehr als hundert Jahren: Das Land war einmal gross, ist es aber nicht mehr. Das ist eine schockierende Ansage!

#### Und beleidigend, für manche.

Ich verstehe, warum es sehr beleidigend ist. Und es ist übrigens die tiefere Ursache, warum das Silicon Valley eine gewisse Rechtfertigung für seine Wut auf Trump hatte. Das Silicon Valley redet sich ein, dass es die Welt dramatisch verbessere, auf eine Art, wie dies die Wall Street nicht tut. Dabei sollten sich das Silicon Valley und das ganze Land fragen: Ist es wirklich wahr? Wie viel echten Fortschritt hatten wir?

#### Und die Antwort?

Meines Erachtens liegt die Wahrheit sicher näher bei Trump als bei der Google-Propaganda des «Alles wird besser». Im ganzen Westen erwartet eine Mehrheit der jüngeren Generation, dass ihr Leben nicht so gut sein wird wie das ihrer Eltern. Jetzt kann man sagen, sie hätten unrecht und

verstünden nichts von ihrem eigenen Leben. Aber die vernünftige, nicht mit Political Correctness zugeklebte Antwort ist, dass man dem Urteil der Leute vertraut. Und dieses Urteil ist eine schreiende Anklage gegen unsere Eliten.

#### Grosse Kontroversen gibt es bei Trumps Handelspolitik. Wirtschaftsliberale sind schockiert.

Im Kern geht es um China. Die USA exportieren Güter im Wert von etwa 100 Milliarden Dollar jährlich nach China, die Importe betragen aber 475 Milliarden. In einer tatsächlichen Globalisierung sollte es andersherum sein: Die USA hätten Handels- und Zahlungsbilanzüberschüsse mit China. Weil China schneller wächst, wären dort die Erträge höher. Etwas ist völlig falsch an unserem Standardbild der Globalisierung. Es ist, als ob chinesische Bauern Geld sparen würden, welches dann bergauf fliesst in wenig rentable US-Anlagen und in europäische Anleihen mit negativer Verzinsung. Diese Dynamik ist doch völlig verrückt.

#### Was ist das Problem mit China?

Sicherlich hohe Zölle, Handelsschranken, informelle Kontrollen, Diebstahl geistigen Eigentums, unglaubliche Restriktionen bei Kapitalinvestitionen – es ist extrem schwierig, irgendwie in China zu investieren.

#### Trotzdem – Freihandel ist ja schon nicht schlecht.

In der Theorie will man immer Freihandel haben. Es war wohl Adam Smith, der den Beitrag des freien Handels zum Frieden betont hat. Das ist natürlich alles vernünftig. Nur sind wir meilenweit von einer solchen Welt entfernt. Auch wenn Sie ein doktrinärer Freihandelsbefürworter sind, gilt die Frage: Wie kommt man von einem unfairen, partiellen Freihandel zu mehr echtem Freihandel? Wenn Sie die Zölle überall herunterbringen wollen, müssen Sie die eigenen vielleicht zuerst erhöhen. Eskalieren, um zu deeskalieren.

#### Sie arbeiteten in Trumps «transition team» im Trump Tower in New York. Was ist das Bemerkenswerteste an Trump?

Seine aussergewöhnliche Menschenkenntnis. Wenn er Sie für einen Job interviewt, dann kommt er sofort zum Kern. Im Westen sind wir gefangen hinter vielen Ebenen der Political Correctness. Es ist uns nicht erlaubt, Leute zu bewerten. Wir können nicht sagen: «Diese Person ist besser aus dem und dem Grund.» Und wenn Sie, wie Trump, die Fähigkeit haben, diese Beschränkungen einfach zu ignorieren, dann ist das unglaublich wertvoll.

#### Man konnte lesen, Sie seien im Gespräch gewesen als Botschafter in Deutschland oder als oberster Geheimdienstaufseher.

Da wurden verschiedene Dinge angeschaut. Aber in der Praxis ist es für eine Person wie mich so gut wie unmöglich, einen Regierungsjob anzunehmen. Man müsste seine Investments auflösen. Ich habe viele Investments in privaten, nicht öffentlich gehandelten Firmen. So etwas kann man nicht verkaufen.

#### Wie zufrieden sind Sie mit Trumps bisherigen Leistungen?

Es ist eindrücklich, wie viel er in nur eineinhalb Jahren erreicht hat. Dabei war der Weg viel steiniger, als ich angenommen habe. Ich bin erstaunt, wie er die Debatte bei verschiedenen Themen verändert hat.

#### Selbst im Silicon Valley?

Die Debatte beim Handel hat sich verschoben. Niemand im Silicon Valley verteidigt China, auch wenn sie offiziell niemals Trump unterstützen würden. Und dann die Immigrationsfrage. Hier hat sich der Ton in den USA verändert. Viel mehr noch allerdings in Europa. Auch hier würde niemand Trump dafür loben. Dann die Frage rund um die Nato – selbst in Deutschland verstehen sie, dass sie nicht genügend zahlen. Das ist wichtig: In der Politik geht es nicht so sehr darum, die Gegenseite zu bezwingen. Erst wenn die Gegenseite ihre Meinung ändert, verändert sich die Politik tatsächlich. Es ist überraschend, wie sehr das geschehen ist, obwohl alles so polarisiert ist.

#### Wie sehen Sie Europa? Demografische Probleme, keine grossen Tech-Unternehmen, übertriebener Sozialstaat ...

Das ist alles richtig. Die Frage ist: Warum ist Europa so lahm? Die Leute sind gut ausgebildet, zumindest Nord-Europa ist recht ehrlich, die Gesellschaft baut auf Vertrauen auf, es ist ein grosser Markt. Es ist erstaunlich, wie weit Europa hinter den USA zurückbleibt. Nehmen Sie die Tech-Industrie: In Europa haben Sie vielleicht zehn Einhörner, in den USA sind es 200.

#### Warum bleibt Europa hier zurück?

Die Europäer meinen immer, dass es die Angst vor dem Versagen ist, welche die Leute zu wenig risikofreudig macht. Ich frage mich manchmal, ob es nicht das Gegenteil ist: eine Angst vor zu viel

Erfolg. Die wichtigste Entscheidung in der Geschichte von Facebook ist, dass wir im Jahr 2006 ein Ein-Milliarden-Kaufangebot abgelehnt haben. In Europa wäre die Firma wohl jederzeit verkauft worden. Irgendwie gibt es diese sozialdemokratische Sensibilität in Europa. Es ist für die Leute unange-



Donald Trump.

«Es ging darum, das Cockpit zurückzuerobern.»



Regeln spielten keine Rolle: PayPal-Gründer Peter Thiel (l.) mit Elon Musk, um 1999.

nehm, zu erfolgreich zu werden. In Deutschland gibt es dieses Idealbild des mittelständischen Unternehmens. Es verblüfft mich immer wieder, wie unvereinbar das offenbar mit einem Tech-Start-up ist. Die ganze Kultur in der Technologiebranche ist viel amoralischer, viel mehr auf Transaktionen ausgelegt. Im Kern geht es nicht darum, langfristige, dauerhafte Firmen zu erschaffen. Es hat etwas von einem Cargo-Kult.

Die Eingeborenen Neuguineas begannen nach ihrer Begegnung mit den Europäern, das «wundersame» Frachtgut der Schiffe religiös anzubeten. Seither steht der Begriff «Cargo-Kult» für die Verehrung von Objekten aus technologisch überlegenen Kulturen, selbst wenn diese keinen direkten Nutzen stiften. Peter Thiel bewegt sich in den Silicon-Valley-Kreisen, wo der technologische Fortschritt um seiner selbst willen angetrieben wird. Seine Büros verströmen die eigenwillige Atmosphäre dieses unwirklichen Universums. Eine konzentrierte Stille liegt über der Szenerie. Von hier aus werden Milliarden in Zukunftstechnologien gelenkt, die im Verborgenen wirken.

#### Sie möchten 100 bis 120 Jahre alt werden. Warum?

Es erstaunt mich immer, dass die Leute das merkwürdig finden. Ich glaube, dass der Tod und die Sterblichkeit furchtbare Dinge sind. Unsere bevorzugte Art, damit umzugehen, sind Verleugnung und Akzeptanz. Zuerst verleugnen wir es, weil wir im jungen Alter nicht darüber nachdenken wollen, und dann akzeptieren wir

es, weil wir nichts mehr dagegen tun können. Dabei sollte die Antwort zwischen diesen beiden Extremen liegen. Wir sollten den Tod aggressiv bekämpfen. Natürlich immer auf eine konkrete Weise. Mit Medikamenten gegen Krebs, gegen Demenz ... Das wird die Welt verändern. Die Lebenserwartung ist in den letzten 150 Jahren um zwei bis zweieinhalb Jahre pro Jahrzehnt angestiegen. Das kann so noch lange weitergehen.

#### Welchen Ratschlag geben Sie dem «Mann von der Strasse» zum Investieren?

Wir leben in einer Welt, in der es sehr schwierig ist, gut zu investieren. Das sehen Sie an den Negativzinsen.

#### Wie investieren Sie selber?

Bei meinen Investments in nichtkотиerte Unternehmen stelle ich immer zwei Fragen: Zuerst: Ist es ein gutes Investment? Und dann: Was ist mein persönlicher Vorteil? Gibt es etwas, was ich über dieses Investment besser verstehe als andere Leute? Wenn es hier keine überzeugende Antwort gibt, dann wird es recht schwierig. Wir leben in einer Welt, in der es gar nicht so einfach ist, sein Kapital auch nur zu erhalten.

#### Sie besitzen Bitcoins.

Weniger als ein Prozent meines Vermögens. Das Papiergeld und die steigende Verschuldung in der westlichen Welt haben etwas Verstörendes an sich. Es ist unklar, wie das enden wird. Da sind Bitcoins sicher eine Alternative zu Cash. Die Frage, die Sie aber stellen sollten, ist diese: Wie können Sie Dinge kaufen, die wirklich einen Wert haben? Aus dem Grund habe ich 80 Prozent meines Kapitals in privaten Technologieunternehmen.

Als Sie Paypal gründeten, wollten Sie damit privates Geld schaffen. Also so etwas wie Bitcoin. Bereuen Sie, dass Sie Bitcoin nicht erfunden haben?

Ich muss eingestehen, dass ich niemals so etwas hätte erfinden können. Also kann ich auch nicht neidisch sein.

Paypal ist eine unglaubliche Erfolgsgeschichte. Es ist das einzige grössere Technologieunternehmen, das die regulatorischen, nationalen Grenzen der Finanzmärkte aufgebrochen hat.

Heute wäre es nicht mehr möglich, so etwas zu starten, wie wir es vor zwanzig Jahren. Nach dem 11. September hat die Regulierung stark zugenommen. Bei uns gab es diese revolutionäre Komponente. Wir wollten das Finanzsystem ändern. Regeln spielten keine Rolle, weil so viele Leute es nutzen würden, dass die Regeln sich anpassen müssten. Das war meine Sicht der Dinge. Ein bisschen riskant vielleicht, aber irgendwie hat es funktioniert.

#### Sie spielen Schach. Auf welchem Level?

Meine höchste Punktzahl in den USA war 2344. Damit ist man auf Meisterniveau. Aber ich habe seit 2003 kein Turnierschach mehr gespielt. Ich spiele – zu oft! – Blitzschach im Internet, aber das ist nicht auf einem hohen Niveau. Es entspannt mich.

#### Wie hoch ist Ihr IQ?

Ach, wissen Sie, ich war in der Schule in so einem Begabtenförderungsprogramm. Aber IQ-Tests sind in den USA mittlerweile verboten, zumindest bei Job-Bewerbungen.

#### Seit zehn Jahren ist bekannt, dass Sie schwul sind. Warum haben Sie das nicht früher öffentlich gemacht?

Viele Leute wussten das viel früher. Es ist immer die Frage: Was ist privat, was ist öffentlich? Vieles ist so im Zwischenbereich.

#### Wie hat es Ihre Identität beeinflusst?

Identität ist ein merkwürdiges Konzept. Das Wort hat zwei exakt gegensätzliche Bedeutungen. Es kann das sein, was Sie einzigartig macht, und es kann das sein, was Sie einer Gruppe gleich macht. Natürlich gibt es all diese gemeinsamen Erfahrungen: die Erfahrung der Afroamerikaner, der Frauen, der Schwulen ... Man kann das nicht verleugnen. Aber man will ihm auch nicht die totale Bedeutung beimessen. Es ist schwierig, darüber in der richtigen Weise zu sprechen. Als Schwuler möchte ich mich nicht im Kleiderschrank verstecken, aber ich will auch nicht im Getto sein. Das sind beides, in unterschiedlicher Weise, Ausgrenzungen. Ich hoffe, dass das nicht die einzige Wahl ist, die wir haben.

#### Im Internet

Lesen Sie das ganze Interview im englischen Original auf [www.weltwoche.ch](http://www.weltwoche.ch)

## Personenkontrolle

**Leuthard, Kiener Nellen, Baltisser, Blocher, Hess, Esseiva, Markwalder, Furrer, Hugi, Kilchsperger, Ackeret, Gadiant, Rásonyi, Minton Beddoes, Merz, Tichy, Merkel, Bannon, Farage, Trump**

Doris Leuthard, Kandidatin für den Rücktritt, macht weiter nicht den Eindruck, dass sie vorzeitig in Pension gehen will. Am kommenden 1. August wird es ein Jahr her sein, dass die CVP-Bundespräsidentin in einem Fernsehinterview ohne Not ankündigte, dass dies ihre letzte Legislatur als Bundesrätin sei. Seither schiessen die Spekulationen über ihren Rücktritt ins Kraut. Einmal hiess es, sie werde wohl am Ende ihres Präsidialjahres schon zurücktreten. Dann berichtete der *Blick*, sie werde nach der «No Billag»-Abstimmung vom 4. März 2018 gehen. Andere Zeitungen spekulierten über mögliche Nachfolger. Der Termin verstrich, Leuthard blieb im Amt. Dann berichteten Zeitungen, sie wolle zuerst den Postauto-Subventionsskandal aufarbeiten und bereinigen. Die Abschlussberichte liegen vor, doch Leuthard ist immer noch Bundesrätin. Mit absoluter Gewissheit lässt sich nur eines sagen: Doris Leuthard wird die Eröffnung des neuen Gotthard-Strassentunnels als Bundesrätin nicht mehr erleben. (*hmo*)

Margret Kiener Nellen, die Unverwüstliche, heimst Ehre für die Schweiz ein. Dank glücklicher Umstände wurde die Berner Nationalrätin letzte Woche zur Präsidentin des Allgemeinen Ausschusses für Demokratie, Menschenrechte und humanitäre Fragen der Parlamentarischen Versammlung der OSZE gewählt; sie wird dieses Amt ein Jahr lang ausüben können. Es ist das Finale für die altgediente Sozialdemokratin, die wegen einer Amtszeitbeschränkung das Bundesparlament 2019 verlassen muss. Die Schweiz verliert mit Kiener Nellen eine Politikerin, die durch ihre Fähigkeit beeindruckt hat, den Worten völlig gegensätzliche Taten folgen zu lassen und selbst hochpeinliche Situationen politisch zu überstehen. So etwa, als bekannt wurde, dass sie als Vorstandsmitglied des Deutschschweizer Mieterverbandes ihren eigenen Mietern unrechtmässige Nebenkosten verrechnet hatte. Oder als die beherzte Kämpferin gegen Steuerschlupflöcher zugeben musste, selber von solchen profitiert zu haben. (*fon*)

Martin Baltisser, Illusionskünstler, taucht plötzlich dort auf, wo ihn niemand erwartet hat. Der frühere SVP-Generalsekretär, der bis



Finale: SP-Nationalrätin Kiener Nellen.



Kommt zum Zug: NZZ-Mann Rásonyi.



«Zeitgemäss»: Politstrategie Bannon.



Spekulationen: Bundesrätin Leuthard.



Rechte Flanke: Furrer-Hugi-Zuzug Baltisser.

anhin für **Christoph Blochers** Robinvest AG tätig war, wird Partner bei der flamboyanten Berner PR-Agentur Furrer Hugi. Das ist bemerkenswert, positionierte sich Furrer Hugi doch bis anhin klar im europhil-staatstragenden Lager. Die wichtigsten politischen Aushängeschilder unter den Agenturangestellten waren **Lorenz Hess** (BDP) und **Claudine Esseiva** (Berner Linksfreisinn). Für **Christa Markwalder** (ebenfalls Berner Linksfreisinn) führte die Agentur eine Zeitlang unentgeltlich das Sekretariat. Mit Baltisser wird nun die rechte Flanke geschlossen. Das PR-Imperium von **Lorenz Furrer** und **Andreas Hugi** wird damit zur Blackrock der Schweizer Politberatung: überall am Tisch, überall am Drücker. Bei einem solch universellen Geschäftsmodell ist es nicht einmal ein Nachteil, dass der neue Mann Martin Baltisser dem Vorstand der SRG-kritischen Aktion Medienfreiheit angehört, während Furrer Hugi seit langem in Bern die Interessen der SRG vertritt. (*fsc*)

**Roman Kilchsperger**, Publikumsliebling, liess sich letzte Woche in diesem Blatt mit pi-

kanten Aussagen zitieren («Kilchspergers letzter Stich», *Weltwoche* Nr. 28/18). Der Moderator hatte den engen Meinungskorridor beklagt, in dem sich die Mitarbeiter des Schweizer Fernsehens bewegen müssten. Man werde «quasi eingeschlüfert». Die Veröffentlichung hatte ein brisantes Nachspiel. Auf Druck der SRG-Kommunikationsabteilung musste Kilchsperger öffentlich widerrufen. Und plötzlich stand auch in Frage, ob er «Donnschtig-Jass» auch im Jahr 2019 noch moderieren werde. Die Kontroverse erfreute das Herz von **Matthias Ackeret**, Herausgeber von *Persoenlich.com*. Die Berichte über die internen Massregelungen bei SRF bescherten dem Branchenportal rekordverdächtige Klickzahlen. (*fsc*)

**Brigitta M. Gadiant**, Spassbremse, hat schlechte Nachrichten für die trinkfreudige Bevölkerung. Die Präsidentin der Eidgenössischen Kommission für Alkoholfragen und frühere Bündner SVP-Nationalrätin kommt aufgrund neuer Erkenntnisse zum Schluss, dass die Leute weniger trinken, als man bisher angenommen hat. Gadiants Kommission revi-



diert die Zahl der Gläser, die vertretbar scheinen, deshalb nach unten. Für Männer liegt die rote Linie neu bei zwei Standardgläsern pro Tag, für Frauen bei einem. Ein Standardglas entspricht einer Stange Bier, einem Glas Wein oder einem Gläschen Schnaps. Zudem empfehlen Gadiant und ihre Kollegen, an mehreren Tagen pro Woche überhaupt keinen Alkohol zu trinken. Allzu kleinlich wollen die Alkoholismus-Bekämpfer dann aber auch nicht sein. Geht es speziell lustig zu und her, dürfen es für Männer ausnahmsweise auch mal fünf und für Frauen vier Getränke sein. Prost! (fon)

**Peter Rásonyi**, zweite Wahl, soll den prestigeträchtigen Ludwig-Erhard-Preis erhalten. Der Auslandchef der *Neuen Zürcher Zeitung* kommt gemeinsam mit der Chefredaktorin des *Economist*, **Zanny Minton Beddoes**, zum Zuge, nachdem der frühere CDU-Finanzpolitiker **Friedrich Merz** die Ehrung ausgeschlagen hat. Als Begründung gab Merz an, nicht mit dem Präsidenten der Ludwig-Erhard-Stiftung, **Roland Tichy**, in einem Atemzug genannt werden zu wollen. Offenbar goutiert Merz das publizistische Engagement des ehemaligen Chefredaktors der *Wirtschaftswoche* nicht, der seit einigen Jahren den Blog «Tichys Einblick» herausgibt, in dem wirtschaftsliberale und konservative Stimmen zu Wort kommen. Merz, der häufig als erstes Opfer der von **Angela Merkel** betriebenen Sozialdemokratisierung der CDU verklärt wird, hat das Herz offenbar nicht ganz so auf dem rechten Fleck, wie das viele seiner Verehrer bis vor kurzem meinten. Natürlich sind die Bannerträger der politischen Korrektheit sofort auf den Zug aufgesprungen und haben den Hexenkessel der öffentlichen Empörung zum Kochen gebracht. Etliche Stiftungsräte zogen sich verängstigt aus der Erhard-Stiftung zurück. NZZ-Mann Rásonyi erklärt gegenüber der *Weltwoche*, er halte sich aus den Streitigkeiten heraus. «Vorderhand» bleibe er «bei der schon im Mai gegenüber der damaligen Jury erklärten Annahme des Preises». (fsc)

**Steve Bannon**, Streetfighter, war letzten Sonntag in der Radiosendung von **Nigel Farage** zu Gast. Auf die Frage, was die grösste Schwäche von **Donald Trump** sei, antwortete dessen früherer Chefstrategie: «Sein Modebewusstsein in Bezug auf mich.» Der Präsident nenne ihn mit Blick auf seine Bekleidung «Sloppy Steve» («schlampiger Steve»). Offensichtlich habe er das Gesamtpaket Steve Bannon nicht verstanden. In Tat und Wahrheit sei sein Outfit «zeitgemäss, mehr so in Richtung Silicon Valley». Der Präsident sei dagegen, wie auch Talkmaster Farage, in seinen «Power-Anzügen und Power-Krawatten» in den 80ern und 90ern stehengeblieben, «einem Land, das die Zeit vergessen hat». (fsc)

## Nachruf



Von allen Seiten geschätzt: Politiker Carington.

**Peter Carington, 6. Baron Carrington (1919–2018)** — Der Brite wird als Inbegriff eines integren, wohlmeinenden Politikers in Erinnerung bleiben. Er prägte die Verteidigungs- und Aussenpolitik der Nachkriegszeit entscheidend mit, immer bemüht um einen fairen Interessenausgleich mit den ausländischen Partnern, was in seinen Augen der britischen Sache am meisten diente.

Ende der 70er Jahre stand er als Aussenminister der konservativen Regierung von Margaret Thatcher auf dem Höhepunkt seiner Laufbahn in der letzten Phase der Rhodesien-Verhandlungen. Die

weisse Minderheitsregierung unter Ian Smith verweigerte den Afrikanern die politische Beteiligung, es kam zu einem bewaffneten Aufstand. Unter Caringtons Vermittlung wurde ein Friedensarrangement unterzeichnet, das zur Machtübernahme von Robert Mugabe führte, der dem Land allerdings keinen Segen bereitete.

Carington vermittelte nicht nur, er zeigte auch Zähne. Gegenüber dem IRA-Terror in Nordirland kannte er kein Pardon und befürwortete die Folter. Persönlich war er zwar davon überzeugt, dass nur ein vereinigtes Irland Frieden bringen werde. Aber gewalttätige Rebellion lehnte er strikt ab.

Lord Carrington durchlief eine klassische Militärkarriere. Er wurde in der Eliteschule Eton erzogen, absolvierte die Offiziersausbildung in Sandhurst und diente im Zweiten Weltkrieg mit Auszeichnung. Noch unter Winston Churchill kam er erstmals ins Kabinett als parlamentarischer Staatssekretär. Danach gehörte Carington immer wieder konservativen Regierungen an und besetzte diplomatische Posten im Ausland.

Der Falklandkrieg 1982 mit Argentinien führte zu Caringtons Fall. Er übernahm als Aussenminister die Verantwortung dafür, dass Grossbritannien auf die argentinische Besetzung des Archipels ungenügend vorbereitet gewesen war.

Carington gehörte zur seltenen Politikerspezies, die in allen politischen Lagern geschätzt wurde. Er ist im Alter von 99 Jahren gestorben. *Rolf Hürzeler*

«Es ist nie zu früh, an morgen zu denken.»

**Lucia Döbeli**  
Head Public Affairs  
zum längeren,  
selbstbestimmten  
Leben



«Sturm der Stürme»: kroatische Fussballfans während des WM-Finalspiels in Zagreb.

## Essay der Woche

# Ein Märchen, mit den Füßen geschrieben

Von *Dubravka Ugresic* — Die kroatischen Fussballhelden kaschieren den politischen, nationalen und wirtschaftlichen Bankrott unseres Landes. Der rot-weiss-karierte Freudentaumel ist eine groteske Verschleierung eines moralischen Fiaskos.

Um es gleich zu sagen: Fussball liess mich schon immer kalt. Auch solche Menschen gibt es auf dieser Welt – und hallo! Rastet nicht gleich aus, steckt die Waffen weg, man muss uns ja nicht gleich ausrotten. Wir, die wir nicht vom Fussballfieber befallen sind, sterben ohnehin aus wie die Dinosaurier, während ihr im Guten und im Bösen national homogenisiert bleibt. Ich nehme an, meine Gleichgültigkeit gegenüber dem Fussball war der Grund, dass ich die WM 1998, als die kroatische Nationalmannschaft den dritten Platz eroberte, wie eine erschreckende Explosion nationalen Wahns erlebte. Ich erinnere mich an diese WM auch deshalb, weil der berühmte kroatische Fussballspieler und Funktionär Davor Suker dabei Folgendes erklärte: «Ich will die kroatischen Schriftsteller nicht beleidigen, aber wir haben wahrscheinlich das schönste Märchen der kroatischen Literatur geschrieben.»

Und nun, zwanzig Jahre später, sind wir wieder da. Die kroatische Landschaft vibriert in rot-weissen Karos, es gibt fast nichts anderes als die Karos («Die lieben Karos begleiten mich in jedem Land / Wo auch immer, die Kroaten sind überall bekannt» – lautet die populäre Fussballhymne). Überall dröhnt kämpferische Pop-

musik, wie vor einem Vierteljahrhundert während des Heimatkriegs («Sieg», «Kampf», «Freude», «Nation» – «Ich liebe dich sehr, mein Kroatien!»). Im Siegesrausch fallen unvorsichtige kroatische Bürger von Balkonen und ziehen sich schlimme Verletzungen zu, andere werfen in ihrer Euphorie Matratzen auf Passanten hinunter, die dritten fahren mit ihren Autos alles um, was ihnen im Weg steht, die vierten nehmen Darlehen auf für eine Eintrittskarte für das Spiel in Moskau, die fünften zwingen aggressiv alles, was krecht und fleucht, dazu, in ihren Anfeuerungstaumel einzustimmen ... Überall kämpferisches Wummern der Stammestromeln: «Kroatien, Kroatien, Kroatien!»

### Die «Königin» in der Umkleidekabine

Instagram, TV-Bildschirme, die sozialen Medien, Twitter, Mobiltelefone und Zeitungen triefen von Nachrichten über die nationale Freude und von Bildern der *Wags* (*wives and girlfriends*), der Ehefrauen und Freundinnen der Fussballspieler, begleitet von sexistischen Kommentaren und Fragen wie, welche von ihnen am schönsten sei und welche den knackigeren Hintern habe. Da sind auch Fotos von Nives Celzijus, die diese ehemalige *Wag* über Instagram in die Welt

hinausgeschickt hat: Darauf ist sie nur mit einem Fussballdress um die Hüfte zu sehen, während ihr ganzer Körper von den mit rotem Lippenstift geschriebenen Namen der kroatischen Fussballer übersät ist. Es gibt auch Bilder von weiblichen Fans in fantasievollen Karos, die im Falle des kroatischen Siegs versprochen, sich nackt zu präsentieren, Fotos von karierten Kindern auf den Schultern ihrer karierten Väter sowie von karierten Männern mit vom übermässigen Brüllen dicken Hälsen.

Der Stamm der Kroaten richtet heute die kriegsbemalten, zu Fratzen verzerrten Gesichter und zwei gehobene Finger auf alle Kameras der Welt. Meine ehemaligen Landsleute ähneln verrückt gewordenen Untertanen eines Königreichs jenseits eines Spiegels. Und die «Königin», die kroatische Präsidentin, Kollinda Grabar-Kitarovic, vollführt in rot-weissen Karos tänzerische Bewegungen auf den Moskauer Tribünen und stürmt in die Umkleidekabinen, wo sie die halbnackten Spieler mütterlich ans Herz drückt.

Aber ich, kleinlich, wie ich bin, und mit von rot-weissen Karos völlig benebeltem Blick, kann nicht umhin, mich an das XXXL-Hakenkreuz zu erinnern, das 2015 unbekannte Van-

dalen vor dem Spiel Kroatiens gegen Italien mit einem Pflanzenvernichtungsmittel in den Rasen des Poljud-Stadions in Split «eingraviert» hatten. Damals erklärte die kroatische Präsidentin, bei den Tätern handle es sich «keineswegs um faschistoide Elemente», das habe vielmehr jemand «absichtlich getan», um den Eindruck entstehen zu lassen, in Kroatien sei «der Faschismus im Aufwind».

Wenig objektiv, wie ich bin, dazu auch noch Fussball-uninteressiert, kann ich trotzdem nicht umhin, an den «Zwischenfall» bei dem Spiel Kroatiens gegen Israel 2016 zu denken, als durch das Stadion in Osijek die von der Menge skandierten Rufe «Für die Heimat – bereit» hallten. Die Präsidentin, die auf der Tribüne das Spiel verfolgte, erklärte, sie habe kein Skandieren gehört, und «Für die Heimat – bereit» sei übrigens kein Ruf der Ustascha [1929 gegründeter kroatischer, rechtsextrem-terroristischer Geheimbund, der sich zur faschistischen Bewegung entwickelte, die Red.], sondern ein alter kroatischer Gruss, der «vom Regime des <Unabhängigen Staats Kroatien> kompromittiert» worden sei.

Boshaft, wie ich bin, muss ich daran denken, dass die kroatische Präsidentin bei ihrem Besuch in Argentinien Anfang dieses Jahres dem argentinischen Staatsoberhaupt das karierte Trikot der kroatischen Nationalmannschaft mit den Worten schenkte: «Viele Kroaten haben nach dem Zweiten Weltkrieg in Argentinien die Freiheit gefunden», denn hier hätten sie «ihre Heimatliebe» bekunden und «mit Recht Freiheit für das kroatische Volk und dessen Heimat» fordern dürfen. Bei diesen Kroaten, die nach dem Zweiten Weltkrieg in Argentinien «die Freiheit fanden», handelte es sich durchweg um geflüchtete Ustascha-Mitglieder wie Ante Pavelic und den Leiter des KZ-Lagers Jasenovac, Dinko Sakic.

Nachtragend, wie ich bin, kann ich nicht vergessen, dass Davor Suker «seine Heimatliebe» dadurch bezeugte, dass er sich an Ante Pavelics Grab in Madrid fotografieren liess. Boshaft wählte ich dieses unter vielen ähnlichen Details aus, die die kroatischen Regierungen seit fast dreissig Jahren zu «unliebsamen Zwischenfällen» erklären. Mittlerweile gibt es so viele solcher Zwischenfälle, dass in Kroatien jede andere Haltung als die vom Schweiss der «Heimatliebe» getränkte unakzeptabel ist. Denn in Kroatien lebt man von der Heimatliebe.

Politisch ungebildet, wie ich bin, kann ich nicht übersehen, dass unsere Goldjungen bewusst oder unbewusst den moralischen, politischen, nationalen und wirtschaftlichen Bankrott Kroatiens kaschieren. Bald sind Wahlen, man muss die Bürger homogenisieren, damit sie wieder für ihre eigenen Zerstörer stimmen. Kroatien hat sich nämlich seit dem Ende des Heimatkriegs nicht weiterentwickelt, sondern stagniert. Zehntausende Menschen verlassen das Land auf der Suche nach Arbeit; viele leiden buchstäblich Hunger, haben weder eine

Arbeit, noch können sie eine finden; Leute aus der Regierung oder aus deren Dunstkreis haben alles zerstört, was zerstört werden konnte, und sich alles, was möglich war, unter den Nagel gerissen. Tore, die das Netz erzittern lassen, sollen wenigstens für eine Weile die Wahrheit über die allgemeine Kriminalität, die Bestechung, die Verschwendung und die Unfähigkeit der Regierung verdecken.

### Reinwaschen der politischen Elite

Das fröhliche rot-weiße Design ist eine groteske Verschleierung des vor allem moralischen Fiascos. Dabei sind auch die Spieler nicht von moralischem Straucheln ausgeschlossen. In Ländern wie Kroatien dienen Fussbalsiege zum Reinwaschen der politischen Elite, die die Zukunft des Landes, falls es je eine gab, verspielt hat. Während der «Sturm» genannten Aktion 1995 wurde Kroatien von etwa einer Viertelmillion Serben «gesäubert». Vor dem Endspiel gegen Frankreich wurde das Finale als «Sturm der Stürme» angekündigt, wobei der Mittelfinger nicht nur in Richtung Serbien zeigte, sondern man aller Welt zu verstehen gab, dass der Fussball ein pazifistischer Ersatz für Krieg ist. Deshalb ist es so wichtig, dass unsere Jungs erfolgreich sind. Deshalb wurde dieses wichtige Spiel von den Tribünen aus von kroatischen Politikern

### Mit dem Mittelfinger gab man der Welt zu verstehen, dass Fussball ein pazifistischer Ersatz für Krieg ist.

und Politikerinnen verfolgt, von kroatischen Kriminellen, nie verurteilten kroatischen Kriegsverbrechern, staatlich geförderten Regisseuren, ehemaligen kroatischen Regierungschefs, die sich, in Freiheit, gegen schwere Unterschlagungen verteidigen. In der Heimat werden die kroatischen Goldjungen von Hunderten und Aberhunderten Verehrern empfangen, darunter auch vom beliebten Popstar Marko Perkovic aka Thompson, bekannt für seine kämpferischen, chauvinistischen Ustascha-Songs.

Wer bin ich, die ich es wage, fast vier Millionen Menschen die rot-weiss-karierte Freude zu verderben? Ich?! Ich bin eine Schriftstellerin. Wohl nicht eine kroatische? Nein, keine kroatische, es wäre unbescheiden von mir, mich in eine Literatur zu drängen, deren schönste Märchen mit den Füßen geschrieben wurden. Zugegeben, für so etwas fehlen mir die nötigen Attribute.

Dubravka Ugresic, 69, ist eine der erfolgreichsten Schriftstellerinnen mit kroatischen Wurzeln. Sie studierte an der Philosophischen Fakultät der Universität Zagreb und arbeitete dort über zwanzig Jahre lang am Institut für Literaturtheorie. 1993 verliess sie, die sich im Gegensatz zu vielen anderen Literaten in Kroatien und Serbien jedem Nationalismus und Chauvinismus verweigert, Kroatien und ging ins Exil. In den USA hatte sie Lehrtätigkeiten an verschiedenen Universitäten inne. Heute lebt sie in Amsterdam und in den USA.

Aus dem Kroatischen von Mirjana und Klaus Wittmann

## Fussball

# Die Sieger vom Hinterhof

## Sport und Politik gehören nicht zusammen – behauptet zumindest die Fifa.

Sucht man nach den Gründen für den kroatischen Sturm auf bis in den WM-Final, greifen allein sportliche Erklärungen zu kurz. Fussballtrainer Miroslav Blazevic, der Kroatien 1998 zum ersten Mal in ein WM-Halbfinale geführt hatte, sagt: «Ich hatte damals wunderbare Spieler voller patriotischem Geist. Die Spieler waren bereit, für ihr Land Grosses zu leisten. Einer der überragenden Vorteile Kroatiens im Sport ist das patriotische Gefühl.»

Zur Heimatliebe kommt ein auffälliges Talent in Ballsportarten. Der 4,2-Millionen-Einwohnerstaat gewann seit seiner Unabhängigkeit 1991 WM-Titel in Basketball, Handball und Wasserball – und brachte mit Goran Ivanisevic und Maria Cilic zwei Grand-Slam-Sieger im Tennis hervor.

### Ähnlich wie Brasilien

Über allem aber steht der Fussball. Er gehört zur Volkskultur. Zoran Lucic, ehemaliger jugoslawischer Internationaler und später als Trainer schwedischer Meister, sieht darin den wichtigsten Grund für die kroatische Klasse: «In Kroatien besitzt der Fussball einen ähnlichen Stellenwert wie in Brasilien. Die Kinder kicken den ganzen Tag – egal, ob es im Winter schneit oder es im Sommer 40 Grad heiss ist.» Dies bestätigt Dario Kostovic. Der schweizerisch-kroatische Doppelbürger war Stürmer im Schweizer Eishockey: «Der Sport ist in Kroatien der kürzeste Weg, um den sozialen Aufstieg zu schaffen. Die Siegermentalität entwickelt sich auf den Strassen und in den Hinterhöfen.»

Im Herbst seiner Karriere debütierte Kostovic in der kroatischen Eishockey-Nationalmannschaft. Dabei machte er eine interessante Beobachtung: «Die meisten Spieler hatten wenig Talent. Doch als sie das Trikot ihres Landes trugen, waren sie um zwei Klassen besser. Ihre Leidenschaft versetzte Berge.»

Kostovic weilte während des WM-Finals ferienhalber in Kroatien. Obwohl er mit der kroatischen Mannschaft mitlitt, hatte die Niederlage etwas Gutes: «Ich wäre wohl nicht rechtzeitig zurück in die Schweiz gekommen. Bei einem Sieg wäre ganz Kroatien stillgestanden.» *Thomas Renggli*

Jetzt herunterladen!

# Die neue Weltwoche-App

Schnellerer Download, bessere Grafik, mehr Bilder.

Die andere Sicht, ab sofort noch mobiler und überall verfügbar.



Holen Sie sich hier die neue App:



# Russland hat geliefert

Von Sepp Blatter — Und die Franzosen und Kroaten machten vor, wie es auch gehen könnte.



Zum Schluss der WM in Russland weinte der Himmel. Er weinte für die glücklosen Kroaten, die, über das gesamte Turnier gesehen, am attraktivsten gespielt und am leidenschaftlichsten gekämpft hatten, die aber im wichtigsten Moment von den spielerisch starken und solidarischen Franzosen am grossen Coup gehindert wurden. Der Himmel weinte aber auch über die Entscheide des argentinischen Schiedsrichters Néstor Pitana und den erstmaligen Einsatz des Videobeweises in einem WM-Final.

In einem Turnier, in dem die Unparteiischen zuvor starke Leistungen geboten hatten, geschahen ausgerechnet im Endspiel zwei wegweisende Fehler. Der Freistoss, der dem 1:0 der Franzosen vorausgegangen war, hätte kaum gepfiffen werden dürfen – und das Handspiel, das zum 2:1 führte, war höchst diskutabel und zeigte die Grenzen des Videobeweises auf. Sogar der Schiedsrichter zweifelte bei der Konsultation der TV-Bilder – und deutete doch auf den Penaltypunkt. Dabei lautet ein juristisches Grundprinzip: «Im Zweifel für den Angeklagten.»

Organisatorisch erlebten wir eine grandiose Weltmeisterschaft. Man darf mit Fug und Recht sagen: Russland hat Massstäbe gesetzt und ein friedliches und stimmungsvolles Fussballfest durchgeführt. Für mich persönlich war es die elfte WM-Endrunde vor Ort – und logistisch, infrastrukturell und atmosphärisch eine der besten. Dass Wladimir Putin jederzeit Herr der Lage war, zeigte auch die Pokalübergabe. Im Gegensatz zu anderen Staatsoberhäuptern und zu Fifa-Präsident Gianni Infantino hatte er im russischen Platzregen einen Schirm bereit. Ich fragte mich in diesem Moment: Besitzt die Fifa keine Wetter-App? Immerhin wird in vier Jahren Gleiches kaum mehr passieren: Das Regenrisiko in Katar gilt als gering.

## Viel Leerlauf

Sportlich bot die WM wenig Neues und nur ansatzweise Spektakuläres. Es gab hervorragende Partien – wie etwa den Achtelfinal Frankreich–Argentinien –, aber auch viel Leerlauf. Im Vergleich zu den Endrunden 2010 in Südafrika und

2014 in Brasilien kann die WM in Russland rein fussballerisch nicht als Fortschritt betrachtet werden. Viele Favoriten blieben deutlich unter den Erwartungen, viele Aussenseiter suchten ihr Heil allein in der Defensive. Die Spannung lag in den meisten Partien deutlich über dem spielerischen Niveau.

Vor diesem Hintergrund ist mit Blick auf die Ausdehnung des Teilnehmerfeldes (auf 48 Teams) im Jahre 2026 kaum Gutes zu erwarten. Analysiert die Fifa das in Russland Gebotene genau, müsste sie eigentlich auf den Entscheid zurückkommen und die jetzige Formel belassen. Ich wiederhole mich gerne: Das Format mit 32 Teams ist die goldene Grösse. Den französischen Triumph sollen diese Einwände aber nicht



Besitzt die Fifa keine Wetter-App? Weltmeister im Regen.

schmälern. Frankreich ist der verdiente Weltmeister. Trainer Didier Deschamps bewies, dass er die unterschiedlichsten Charaktere zu einer funktionierenden Einheit formen konnte. Les Bleus lernten aus dem verlorenen EM-Final 2016 und vor allem aus dem Schlamassel 2010 in Südafrika. Damals waren sie zerstritten und unterwandert – und nie in der Lage, ihr grosses Potenzial auszuschöpfen. Nun bewiesen sie, wie in der französischen Verfassung verankert, Egalité, Fraternité – und die Leidenschaft, für ihre Farben alles zu geben. Gleiches gilt übrigens auch für die Kroaten.

Womit wir zum Schluss nochmals bei den Schweizern wären. Vielleicht waren es dieser unbedingte Wille und diese totale Demut, die der Mannschaft von Vladimir Petkovic in Russland fehlten. Die Franzosen und Kroaten machten vor, wie es gehen könnte.

Sepp Blatter war von 1981 bis 1998 Generalsekretär und von 1998 bis 2016 Präsident des Weltfussballverbandes Fifa.

# Trommelregen

Von Marcel Reif — Kein Jubelfoto mit Mesut Özil.



Dass Fifa-Präsident Gianni Infantino jedem mit breitem Grinsen erzählt, in Russland sei die beste WM aller Zeiten gewesen, ist geschenkt – das sagen sie immer. Aber es war tatsächlich eine schöne, fröhliche und bunte WM, bei der Menschen aus allen Ecken der Welt freundlich miteinander umgegangen sind.

Vielleicht kommt auch Putin, der sich bei der Endrunde erfreulich rargemacht hat, der Gedanke, nicht wieder alles auf eine totalitäre Null zu stellen. Auch weiter zu behaupten, Russland sei von Feinden umzingelt, dürfte schwerfallen. Fussball kann Russland nicht verändern, aber womöglich im Kleinen die Haltung ändern – im Inneren und bei uns von aussen. Das Fussball-Sommermärchen 2018 war für den Gastgeber wie ein Lotto-Sechser und hat zusätzlich Begeisterung entfacht.

Boycott? Fast jeder ist gekommen, allen voran Frankreichs Macron, der im Trommelregen der WM-Zeremonie sogar seinen Slim-Fit-Anzug aufs Spiel setzte. Wäre Deutschland nicht so jämmerlich aus dem Turnier geflogen, wäre ganz sicher auch Angela Merkel angereist – und auch sie hätte ja gern ein Jubelfoto gehabt mit Mesut Özil.

Mit Sturm und Drang gewinnt man Spiele, mit stabiler Defensive Turniere. Das ist nicht ganz unbekannt, und genau diese Devise seines Trainers Deschamps hat Frankreich bei allem Talent verinnerlicht. Chapeau, ein würdiger Champion.

Schon dieses Turnier mit 32 Teams hat in der Vorrunde Spiele gezeigt, die kein Mensch braucht. Im Wüstensand von Katar wird diese Hohe Messe des Fussballs womöglich noch mehr verwässert durch Matches mit Panama, Costa Rica oder Saudi-Arabien. Dass bei der Fifa irgendwer mal sein Hirn einschaltet, bleibt ein frommer Wunsch: Serbiens Trainer, der einen Schiri vors Kriegsverbrechertribunal zerren wollte, musste 5000 Franken zahlen, ein Schwede für falsche Socken 120 000. So viel zu Werten und Kommerz.

Aber etwas Gutes hätten 48 Teilnehmer dann doch: Wenn wir im Dezember 2022 mit einem Becher Punsch beim eisigen Public Viewing stehen, müssten es ja auch Italien und die Niederlande geschafft haben.

Marcel Reif ist einer der renommiertesten Sportkommentatoren im deutschsprachigen Raum.

## Auf Du und Du mit der EU

Von Katharina Fontana — SRF-Korrespondent Sebastian Ramspeck lebt mitten in der Brüsseler Polit-Blase. Kaffeerunden mit Touristen aus der Schweiz helfen ihm, den Schweizer Standpunkt nicht aus den Augen zu verlieren.



*Unerwarteter Gefühlsausbruch:* Journalist Ramspeck in Brüssel.

Es gibt für Fernsehkorrespondenten attraktivere Einsatzorte als Brüssel. Die belgische Metropole ist so etwas Ähnliches wie das Bundeshaus für Schweizer Journalisten: Man steht zwar an vorderster Front, ist den Politikern nahe, doch der Job ist oft knochentrocken, die tollen Reportagen warten anderswo. Und man hat – für einen Fernsehjournalisten nicht unwichtig – wenig Gelegenheit für abwechslungsreiche Bilder: Es sind immer dieselben vorfahrenden Limousinen, Gesichter, Pressekonferenzen und Landesfahnen, die im Wind wehen oder auch nicht. Und doch war Brüssel das Wunschziel von Sebastian Ramspeck. Seit vier Jahren berichtet der Zürcher für das Schweizer Fernsehen aus Brüssel und informiert das hiesige Publikum über EU-Gipfel, innereuropäische Krisen und – sehr intensiv – über Irrungen und Wirrungen in den Beziehungen der Schweiz zur EU. Wenn Ramspeck bei der «Tagesschau» oder bei «10 vor 10» vor die Kamera tritt, erhält der Zuschauer eine verständliche Darstellung der komplexesten Dinge und eine kluge Einschätzung der Lage. Hin und wieder ist der Zürcher seinen Kollegen auch voraus: so etwa, als er im letzten Dezember als Erster darüber berichtete, dass die EU der Schweiz die Börsenäquivalenz nur befristet erteilen werde. Oder als er in einer Pressekonferenz bei Kommissionspräsident Jean-Claude Juncker mit einer Frage zur Schweiz unerwartet einen Gefühlsausbruch provozierte.

### Geschick und Unverfrorenheit

Sebastian Ramspeck ist in der Stadt Zürich aufgewachsen. Nach der Matura studierte er internationale Beziehungen in Genf und arbeitete anschliessend viereinhalb Jahre in der Bundesverwaltung, unter anderem beim Koordinator der Nachrichtendienste – eine Stelle, die es heute so nicht mehr gibt. Die Arbeit sei zwar toll gewesen und mit etlichen Auslandsreisen verbunden, «und doch hat es mich immer gereizt, Journalist zu werden». Ramspeck trägt einen bekannten Namen, ist der Neffe des kürzlich verstorbenen Jürg Ramspeck, des früheren Co-Chefredaktors der *Weltwoche* und *Blick*-Kolumnisten. Er liess sich an der Henri-Nannen-Schule in Hamburg ins Journalistenhandwerk einführen, arbeitete anschliessend zwei Jahre beim *Spiegel* in Düsseldorf und kam dann zurück in die Schweiz zur *Sonntagszeitung*. Und «da ich alle paar Jahre eine Veränderung brauche», wechselte er später zum Fernsehen. Er habe schon immer eine Affinität zum bewegten Bild gehabt, erzählt Ramspeck bei unserem Treffen in Brüssel. So drehte er schon in jungen Jahren einen Dokumentarfilm über den damaligen SVP-Gemeinderatskandidaten Mauro Tuena, der dann an den Solothurner Filmtagen gezeigt wurde. «Diesen Film zu drehen, war eines der spannendsten und auch unterhaltsamsten Projekte in meinem Leben.»

Was ist an Brüssel so unterhaltsam, dass er unbedingt diese Stelle wollte? «Im Moment ist es der Auslandkorrespondenten-Job, in dem man am meisten mit Innenpolitik zu tun hat. Und Politik interessiert mich schon seit meiner Kindheit.» Das spürt man im Gespräch mit ihm. Ramspeck schöpft aus dem Vollen und könnte wohl stundenlang über Politik reden, über Rahmenabkommen, Personenfreizügigkeit, die Gemengelage rund um den Brexit oder über die Zukunft der EU. Wir beschränken uns auf zwei Stunden.

Ramspecks Arbeitsalltag ist durch offizielle Termine oder Hintergrundgespräche getaktet und führt ihn nicht sehr häufig aus der Brüsseler Blase. «Sicher, wir leben hier in einer geschlossenen Welt, in der sich Journalisten, Lobbyisten oder EU-Funktionäre vor allem untereinander treffen. Und doch ist es enorm vielfältig und inspirierend.» Das Korrespondentenkorps mit Hunderten von Journalisten

---

### «Der Job ist wohl das Beste, was man beim SRF machen kann.»

---

halte wie eine Familie zusammen, man helfe sich aus, teile auch vertrauliche Dokumente. Als Schweizer sei man in Brüssel zwar weniger interessant als Medienvertreter wichtiger Mitgliedstaaten, doch im Grossen und Ganzen erhalte man Zugang zu denselben Informationen wie die Kollegen aus der EU, zum Teil brauche es dafür etwas Geschick und Unverfrorenheit. Und wie stellt man als Journalist sicher, von den vielen Spindoktoren nicht manipuliert und als Sprachrohr instrumentalisiert zu werden? «Es braucht sicher Verstand und Erfahrung, um die zahlreichen Informationen einzuordnen. Und eine kritische Distanz zu allem, was man hört.» Die beste Quelle seien oft kleine Staaten, die sich in der EU mitunter als Zaungast fühlten und gegenüber Medienschaffenden unüblich offen redeten.

Der Journalist Ramspeck scheint, gerade auch im Vergleich zu anderen Schweizer Berufskollegen, noch nicht völlig «europäisiert» und für die EU eingenommen zu sein, sondern stets auch den Schweizer Standpunkt im Auge zu haben. Er sei zwar in Brüssel stationiert, pflege aber viele Kontakte zur Schweiz. Besonders aufschlussreich ist es für ihn, wenn er in der Heimat Vorträge hält «vor politisch gemischtem Publikum. Das mache ich extrem gern. Bei solchen Anlässen spüre ich, wie die Leute in der Schweiz die EU sehen. Das hilft mir, die Bodenhaftung zu behalten.» Oft treffe er auch Schweizer Reisegruppen, die Brüssel besuchen, zu einem Kaffee und erzähle über seine Arbeit.

Den hierzulande immer wieder gehörten Vorwurf, dass die Schweiz in Brüssel zu wenig hart verhandle, hält Ramspeck für nicht ge-

rechtfertigt. «Die Schweizer Diplomaten gelten in Brüssel als mühsame Verhandler.» Auf den neuen EU-Staatssekretär Roberto Balzaretto hält er grosse Stücke, dieser gehe die Verhandlungen über das Rahmenabkommen sportlicher an als seine Vorgänger. Wie schätzt Ramspeck die Chancen ein, dass die EU ein allfälliges Nein der Schweiz zum Rahmenvertrag akzeptiere, ohne das Land anschliessend dauernd zu piesacken? «Eine Prognose zu machen, ist schwierig.» Mit der bloss befristeten Erteilung der Börsenäquivalenz habe die EU-Spitze zumindest bewiesen, dass sie zu solchen Schritten bereit sei. «Auch wenn man das in der Schweiz nicht gern hört: Diese Taktik hat für die EU bestens funktioniert. Seither sind die Schweizer bei den Verhandlungen über das Rahmenabkommen wieder voll dabei.»

Dass die Schweiz auf die Hilfe ihrer nahestehender EU-Mitgliedländer wie Österreich zählen könne, wie hierzulande immer wieder zu hören ist, hält Ramspeck für einen kompletten Trugschluss. «Kein ausländischer Regierungschef legt sein politisches Gewicht in die Waagschale, um der Schweiz zu helfen. Die EU versteht sich als Familie – wenn auch als unglaublich zerstrittene Familie –, und die Schweiz ist nicht Teil davon.» Das spüre man derzeit im Umgang mit Grossbritannien: «Bei keinem anderen Dossier sind die EU-Mitgliedstaaten so geschlossen wie beim Brexit», hier trete die Kommission ausserordentlich selbstbewusst auf.

### Der Abschied naht

Wie es sich für einen SRF-Korrespondenten gehört, weiss man auch nach einem ausführlichen Geplauder mit Ramspeck in einem gemütlichen Brüsseler Bistro bei viel Kaffee nicht, welche persönlichen Ansichten er vertritt und ob er die Schweiz gerne in der Europäischen Union sähe oder nicht. Immerhin verrät er, dass er ein Anhänger der direkten Demokratie ist und an Brüsseler Einladungen immer wieder spürt, welches grosses Misstrauen diesem einzigartigen System der Volksmitsprache entgegenschlägt. «Da merkt man schon, dass die Schweiz anders tickt als die EU-Staaten.» Sein Privatleben will der 43-Jährige privat behalten und gibt lediglich preis, dass er eine Freundin hat. Wie lange er noch in Brüssel bleiben wird, ist offen. Rund vier bis sechs Jahre daure ein Auslandsinsatz beim SRF. Eine Rückkehr in die Zürcher Zentrale falle den meisten Korrespondenten schwer, denn «der Job ist wohl das Beste, was man beim SRF machen kann». Für ihn bedeute das, dass «ich mir langsam Gedanken machen muss, was ich künftig machen will». Und das werde etwas sein, das im allerweitesten Sinn mit Politik zu tun habe. Genauere Ideen habe er noch nicht – «und wenn ich sie hätte, würde ich sie nicht zuerst der *Weltwoche* erzählen».



Grösste lebende Struktur auf Erden: Osprey Reef vor Australien.

## Natur

# Angriff der Seesterne

Von James Hamilton-Paterson — Egal, was wir den Korallen heute antun:  
In einer menschenfreien Zukunft werden sie eines Tages wiederkehren.  
Weltwoche-Serie über die Ozeane, Teil 5

Venedig, Machu Picchu und der Strip von Las Vegas aufs Mal – das beschreibt ungefähr die Attraktivität von tropischen Korallenriffen für Unterwassertouristen. Hier zeigt das sonst so geheimniskrämerische Meer seine Schätze auf am einfachsten zugängliche Weise. Korallenriffe machen auch dem Fantasielosesten klar, dass die 1,5 Milliarden Kubikkilometer Meerwasser eine lebende Welt verbergen, die ebenso bunt und komplex ist wie diejenige des Festlandes.

Sporttaucher und Schnorchler gleiten zwischen fantastischen Turmspitzen und Zinnen, Kathedralen und Höhlen dahin und sehen Wesen, bunt wie lebendige Juwelen, durchs von Sonnenlicht gesprenkelte Wasser flitzen. Nur so merkwürdige Leute wie der Schreibende tauchen fast lieber nachts allein mit einer wasserdichten Taschenlampe. Wenn es dunkel geworden ist, tritt Hörbares an die Stelle vieles Sichtbaren. Ein Klicken, Surren und Zwit-

schern überlagert das Grundrauschen des Riffs. Es ist, als hörte man das unermüdliche Treiben einer Grossstadt.

### Symptom von Hitzebelastung

Vor genau fünfzig Jahren wurde bekannt, dass gefräßige Seesterne, sogenannte Dornenkronen, Korallen töten. Das war im Nordwesten von Guam, und seither hat dieses stachelige, giftige Wesen Riffe in aller Welt angegriffen, wobei der Fall des Great Barrier Reef am bekanntesten geworden ist. Die Dornenkronenseestern-Plage war die erste weithin anerkannte Bedrohung der Korallen, doch bald kamen andere dazu wie das Ausbleichen, die Versauerung des Wassers, die Verschmutzung und die Zerstörung durch Fischerei.

Allein in den letzten dreissig Jahren ist die Hälfte der Korallen der Welt verschwunden. Im Jahr 2050 dürften noch 10 Prozent übrig sein. Abgesehen von den Folgen für die Touris-

musindustrie, wird ein Korallensterben in diesem Ausmass laut Schätzungen eine halbe Milliarde Menschen treffen, deren Lebensunterhalt auf der Riff-Fischerei beruht. Korallen sind so etwas wie die Kinderzimmer der Ozeane, und der australische Riff-Experte John Veron behauptet, ein so grosser Verlust an Korallenriffen werde zum Massensterben eines Viertels aller im Meer lebenden Arten führen. Da ständig neue Arten entdeckt werden, ist allerdings unklar, wie Veron auf diese so präzise klingende Zahl gekommen ist.

Charles Darwin stellte als Erster fest, wie Korallen wachsen und sich Riffe bilden. Bei der Untersuchung eines Atolls begriff er, dass die Korallen ringförmig um die Krater erloschener Vulkane gewachsen waren. Während die Krater allmählich versanken, wuchsen die jungen Korallen auf Schichten toter Vorgänger immer höher, um in der für sie optimalen geringen Wassertiefe zu bleiben.



Ein grosses Problem für Korallen heute ist nicht so sehr das Absinken der Meeresböden (ein langsamer Vorgang), sondern dass der Meeresspiegel zu rasch ansteigt für die Polypen, die die Riffe bilden: Sie können nicht immer schnell genug wachsen, um Schritt zu halten, vor allem, wenn sie durch höhere Meerestemperaturen schon geschwächt sind.

Der sichtbarste und am häufigsten erwähnte Schaden ist die Korallenbleiche. Sie ist ein Symptom von Hitzebelastung: Dann stossen die Korallenpolypen die auf ihnen lebenden Algen ab, welche ihnen Farbe und Energie verleihen. Es tut in der Seele weh, über ein vertrautes Riff zu schwimmen und feststellen zu müssen, dass die einst von Leben wimmelnden Durchgangsstrassen leer und stumm, dass die Fächer, Geweihe und Kuppeln plötzlich weiss wie Knochen sind. Dann klammert man sich an das Wissen, dass Korallenbleiche ein Symptom und nicht zwingend tödlich ist. Dass die Polypen, wenn auch schwach und bleich, vielleicht noch am Leben sind und sich erholen könnten, wenn die Umstände sich plötzlich verbesserten. Doch wenn die Hitze zu heftig ist und zu lange andauert, dann sterben sie und hinterlassen Geisterstädte, die langsam zu Kies und Sand zerfallen.

### Die Schuldfrage

Australiens Great Barrier Reef ist vom Weltraum aus sichtbar, das Mekka des Korallentourismus und gilt als grösste lebende Struktur auf Erden. Dem ist vielleicht immer noch so, obschon allein in den letzten zwei Jahren die Hälfte des Riffs wegen irreversibler Korallenbleiche gestorben ist – ganz abgesehen von den längerfristigen Beschädigungen durch die Seesternplage. Dies ist ein perfektes Beispiel dafür, wie schwierig es ist, bei einem ökologischen Kollaps die Schuldfrage zu klären. Viele Wissenschaftler haben überzeugend dargelegt, dass Seesternplagen im Lauf der Jahrtausende unzählige Male vorgekommen seien und dass das plötzliche Überhandnehmen einer bestimmten Spezies völlig natürlich sein und sich einfach aus dem Zusammenkommen bestimmter förderlicher Faktoren ergeben könne. Die gegenwärtige Ausbreitung dieser Seesterne könnte sehr wohl menschliche Ursachen neueren Datums haben; aber wie lässt sich das plötzliche Anwachsen ihrer Population in den sechziger Jahren erklären, als der Mensch noch nicht solche Schäden angerichtet hatte und das Riff bei guter Gesundheit war?

Eine weitere Bedrohung der Gesundheit von Riffen allgemein und spezifisch des Great Barrier Reef, sind Schlick und Chemikalien als Rückstände von Festlandindustrien, insbesondere Landwirtschaft und Bergbau. In aller Welt trifft zu, dass, was in einen Fluss fliesst, am Schluss im Meer landet, und manche Chemikalien sind schon in geringer Konzentration tödlich für Korallenpolypen.

Vor kurzem wurde berichtet, dass Hawaii im Jahr 2021 als erster Bundesstaat verbieten könnte, dass Menschen, die sich mit Sonnencreme eingeschmiert haben, in der Nähe seiner Riffe schwimmen. Sonnenschutzmittel enthalten Oxybenzon und Octinoxat, die wirkungsvoll UV-Strahlen der Sonne absorbieren, doch für sich entwickelnde Korallen tödlich sein können. Dass jeder Mann das tötet, was er liebt, wie Oscar Wilde einst geschrieben hatte, ist im Zeitalter des Massentourismus wahrer denn je geworden: Man denke nur an Venedig, wo die Bevölkerung mittlerweile rebelliert. Nun sieht es so aus, als trügen all die Schnorchler und Taucher, die nichtsahnend molekulare Schwaden giftigen Sonnenschutzes hinter sich herziehen, zur Schwächung der Korallen bei, die sie so ehrfürchtig besichtigen.

Noch eine Bedrohung für Korallen sowie für viele andere Meeresbewohner ist die zunehmende Versauerung der Meere. Zweifellos dank industriellen und anderen Aktivitäten der Menschheit in jüngerer Zeit ist der Anteil von Kohlendioxid in der Erdatmosphäre mit 400 Teilen pro Million so gross wie noch nie in den vergangenen drei Millionen Jahren. Mindestens ein Viertel davon wird von den Meeren aufgenommen und mit einer Geschwindigkeit von 22 Millionen Tonnen täglich in Kohlensäure umgewandelt.

Allein in den letzten 200 Jahren sind die Weltmeere um 30 Prozent saurer geworden. Das ist eine raschere Veränderung der uns bekannten chemischen Zusammensetzung der Meere als jede andere in den letzten fünfzig Millionen Jahren. Sie verläuft viel zu rasch, als dass Meerestiere dagegen resistent werden könnten. Dünnstige Korallen in Papua-Neuguinea sind bereits davon betroffen, weil sie sich rascher auflösen, als sie nachwachsen können. Im Nordwesten des Pazifiks hat die Mortalität bei Austern im grossen Stil zugenommen, weil die kleinen Larven keine kalkhaltigen Schalen bilden können.

Falls sich dies alles unheilswanger anhört, dann nur, weil wir nach menschlichen Zeitmassstäben funktionieren. Tiefe Bohrkerne, die in jüngster Zeit an vielen Stellen dem Great Barrier Reef entnommen wurden, zeigen, dass dessen Korallen durch grosse Veränderungen des Meeresspiegels infolge Vergletscherung während der Eiszeiten in den letzten 30 000 Jahren fünfmal ausgerottet wurden, doch dass sie sich nach rund tausend Jahren jeweils regenerierten.

Und es gibt bemerkenswerte Beispiele dafür, dass sich vom Absterben bedrohte Riffe noch

viel schneller erholt haben: Im Jahr 2005 wurden die Korallen vor der Insel Moorea in Französisch-Polynesien durch Seesternangriffe dezimiert und waren nach fünf Jahren praktisch abgestorben. Doch heute sind sie zu 80 Prozent nachgewachsen und bilden inmitten der allgemeinen Zerstörung eine Art Oase – und niemand weiss, warum.

### Vier Milliarden Tonnen Kohlendioxid

Es wird bestimmt andere Beispiele dafür geben, dass sich Korallen da und dort erholen und überleben, zumal man immer mehr ausprobiert, um sie zu retten. So versuchen Wissenschaftler der Universität Stanford, einen genetisch manipulierten Korallenpolypen zu züchten, der gegen hitzebedingte Ausbleichung resistent ist. Doch noch sind sie nicht so weit, und vielleicht erweist sich ihr Ziel als unerreichbar.

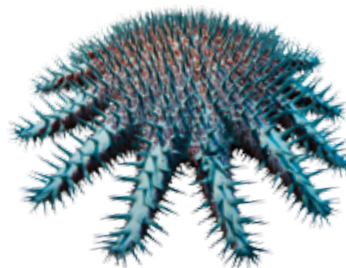
All diese Bemühungen, den Folgen unserer unbeabsichtigten Umkremplung des Planeten entgegenzuwirken, haben etwas Verzweifeltes an sich: Nicht nur haben die Erwärmung der Erdatmosphäre und die Kohlendioxidmengen die anerkannt kritischen Schwellen bereits überschritten, sondern offensichtlich lässt sich manchen menschlichen Tätigkeiten genauso wenig Einhalt gebieten.

Allein die Zementindustrie der Welt verursacht rund 10 Prozent des von uns produzierten Kohlendioxids, was schon schlimm genug ist; aber mittlerweile trägt der Tourismus

weitere 8 Prozent bei. Das macht jährlich mehr als vier Milliarden Tonnen Kohlendioxid aus und wird in den nächsten zehn Jahren zweifellos zunehmen, wenn dank aufstrebenden Wirtschaftsmächten wie China und Indien die Horden von Touristen noch viel grösser werden, die auf der Welt herumfliegen, sich mit Sonnenschutzmitteln vollschmieren und in den verbleibenden Korallenparadiesen Unterwasser-Selfies machen.

Das Gute dabei ist: Da der Point of no Return bereits überschritten ist, sind Selbst-

kasteiungen – wie die Weigerung, zu fliegen oder Sonnenschutzmittel zu verwenden – vergebliche Liebesmüh. Es hat keinen Sinn, unsere schwindenden Glücksmöglichkeiten durch sinnlose Bezeigungen von Tugend zu vertun. Egal, was wir den Korallen heute antun: In einer menschenfreien Zukunft werden sie eines Tages wiederkehren.



*Dornenkronenseestern.*

---

**Die gegenwärtige Seesternplage könnte sehr wohl menschliche Ursachen neueren Datums haben.**

---

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer

## Kirchensturm und Fussballsturm

Von Christoph Mörgeli

Die Bünzli-Schweiz mimt wieder Empörung. Als vier Vertreter der russischen Frauen-Punkrock-Band Pussy Riot während des Finals der Fussballweltmeisterschaft in Moskau aufs Spielfeld stürmten, kommentierte Sascha Ruefer im Fernsehen SRF: «Ich würde nie im Leben in Russland aufs Spielfeld rennen.» Die vier, die dies getan hätten, würden «ab Montag irgendwo in Sibirien Steine klopfen, für ganz lange Zeit». Politisch unkorrekt. Aber schlagfertig. Und spontan. Und ziemlich lustig. Doch die Aargauer SP-Präsidentin war empört. Andere waren auch empört. Sascha Ruefer kroch zu Kreuze. Er entschuldigte sich für seinen «als unsensibel empfundenen» Kommentar.

Nun ist die Moskauer Protestband Pussy Riot (in gepflegtem Deutsch: «Muschi-Krawall») seit Jahren eine Hätscheltruppe von Westeuropas und Amerikas Linken, Lauten und Labilen. Die verummumten Damen protestieren für Pussys und gegen Putin. Sie sehen sich als «Teil der antikapitalistischen Bewegung, die aus Anarchisten, Troztkisten, Feministinnen und Autonomen besteht». Ihre Auftritte sind grundsätzlich illegal. Überall und jederzeit.

In die Schlagzeilen schaffte es Pussy Riot 2012 mit einer Aktion in der russisch-orthodoxen Hauptkathedrale in Moskau. Die Band stürmte die für gewöhnliche Kirchenbesucher unzugängliche erhöhte Stufe vor dem Altar. Dort vollführte Pussy Riot ein «Punk-Gebet», in dem die Sängerinnen Wörter wie «Gottescheisse» absonderten. Von allen Provokationen ist jene der Verletzung religiöser Gefühle die billigste und geistloseste. In Russland kommt hinzu, dass die dortige orthodoxe Kirche von der Bevölkerung als Teil der nationalen Identität empfunden wird.

Pussy Riot fand in der Folge Nachahmer. Es kam vermehrt zu Ikonenschändungen und Kirchenvandalismus. Die harten Strafen wegen Verletzung der öffentlichen Ordnung mobilisierten die gewünschten Proteste von Amnesty International, Europarat, Sängerin Madonna und Kanzlerin Merkel. Nur sollten sie sich bei Solidaritätserklärungen für die Erstürmerinnen von Kirchen und Fussballfeldern bewusst sein: In den späten sechziger Jahren haben genau jene «Anarchisten, Troztkisten, Feministinnen und Autonome», die Pussy Riot vertreten will, mit ähnlichen Aktionen auf sich aufmerksam gemacht. Es begann einigermaßen harmlos. Und endete im blutigen Terror der RAF.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

## Fast alle stehen im Regen

Von Peter Bodenmann — Fussballverband will Doppelbürger bestrafen. Das Pech: Xhaka ist kein Doppelbürger. Im Gegensatz zu Infantino.



Seldwyla im Quadrat: Fifa-Chef Infantino (l.), Russlands Präsident Putin am Sonntag in Moskau.

Beginnen wir mit dem Mengengerüst: Es gibt 1,48 Millionen Schweizerinnen und Schweizer, die zwei oder mehr Pässe haben. 560 000 von ihnen leben irgendwo im Ausland. Wer die doppelte Staatsbürgerschaft verbieten will, muss ihnen den Schweizer Pass wegnehmen.

Diese 560 000 werden sich zur Wehr setzen. Auch an der Urne, denn neu können die im Ausland lebenden Doppelbürger in der Schweiz abstimmen und wählen. Wieso dem so ist, habe ich nie ganz begriffen. Trotzdem wird niemand unseren lieben Mannen und Frauen im Ausland ungestraft das Stimmrecht wegnehmen.

Unsere mit Abstand besten Fussballer kommen aus dem Ausland und spielen im Ausland. Bei den Managern sieht es nicht viel anders aus. Die Boston Consulting Group hat die weltweit besten Chemieunternehmen bewertet. Mit Abstand am besten schnitt die Lonza AG ab, sogar weit besser als die Ems-Chemie. Die Baumeister dieses Erfolges: der aus Deutschland stammende Verwaltungsratspräsident Rolf Soiron, ein Doppelbürger, sowie der deutsche CEO Richard Ridinger, leider noch kein Doppelbürger. Die ebenfalls erfolgreiche Ems-Chemie gehört der etwas früher aus Deutschland eingewanderten Unternehmerfamilie Blocher. Regelmässige Blutauffrischung schadet der Schweiz nachweislich nicht, ganz im Gegenteil.

Riesenpech hat der verlotterte Schweizerische Fussballverband. Er wollte seinen Albanern, Kosovaren und Kroaten die Balkan-Pässe wegnehmen oder sie zumindest finanziell bestrafen – nicht aber dem ebenfalls im Fussballgeschäft erfolgreichen Briger Doppelbürger Gianni Infantino, den Putin im Regen stehen liess. Jetzt stellt sich heraus: Xhaka ist gar kein Doppelbürger. Er hat nur einen Schweizer Pass. Man kann ihm folglich gar nichts wegnehmen. Seldwyla im Quadrat.

Auch sonst nichts als Chaos: Das Rahmenabkommen mit der EU kommt so sicher wie das Amen in der Kirche. Denn FDP und CVP werden das Päckli mit den Gewerkschaften und der SP machen. Logo, denn die SVP will, was es auch koste, die Bilateralen versenken. Obwohl es keine Alternativen gibt: Die WTO ist dauer-gelähmt. Auf dem Altar eines Freihandelsabkommens mit den USA müssten wir die Bauern opfern. Das wäre gut, geht aber mit der SVP auch nicht. Und den Gotthard sperren kann nur, wer sich ins eigene Fleisch schneiden will.

Begriffen hat dies einmal mehr der Aargauer Gipsermeister Philipp Müller. Seine «wirkungsgleiche» Lösung: Die Anmeldefrist wird verkürzt und die Zahl der Kontrolleure massiv erhöht. Weiterer Punkt für Rechsteiner.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

## Warum diese Keilerei?

Von Kurt W. Zimmermann — Es gibt nur noch fünf Verlagshäuser von Bedeutung. Die Aggressivität untereinander steigt.

Es war ein kurzer Satz über den VR-Präsidenten von Tamedia, aber der kurze Satz sass.

«An Tamedia-Präsident Pietro Supino glaubt aber kaum mehr einer.»

Der Satz stand in einem auffallend langen Artikel des *Blicks*. Der Artikel handelte vom Ende von Tamedias Zeitung *Le Matin*.

Dazu eine erste Zwischenfrage. Seit wann ist es für ein Boulevardblatt eine grosse Story, wenn in der Westschweiz eine kleine Zeitung verschwindet?

Zur Antwort hilft uns ein zweiter Artikel im *Blick*. Der Artikel war noch länger und handelte vom Kauf des TV-Werbevermarkters Goldbach Group durch Tamedia. Wieder schlug der *Blick* auf den Tamedia-Präsidenten ein, der einen «Albtraum» schaffen würde.

Zweite Zwischenfrage. Seit wann ist es für ein Boulevardblatt eine grosse Story, wenn ein Medienhaus eine Werbefirma kauft?

Damit kommen wir zur Zustandsbeschreibung unserer Medienbranche. Es ist in den letzten zwei, drei Jahren etwas sehr Interessantes passiert. In der Branche greift man sich mit viel härteren Bandagen an, als das jahrzehntelang der Brauch war. Verlage attackieren andere Verlage. Man kann durchaus von einem Aggressionsschub sprechen.

Ein gutes Beispiel ist dazu auch der *Tages-Anzeiger* aus dem Hause Tamedia. Unter dem Titel «Nach Deutschland, nach rechts» rückte er etwa die Konkurrenz von der NZZ schon fast in die Nähe von Neonazis. Ein anderer heftiger Angriff auf NZZ-Chefredaktor Eric Gujer wurde nach Bedenken der Hausjuristen erst in letzter Minute aus dem Blatt gekippt.

Dann wiederum drosch der *Tages-Anzeiger* derart vehement auf das Bündner Verlagshaus Samedia ein, dass der Artikel nach der Publikation im Internet gelöscht werden musste. Ebenso giftig machte man auch die *Basler Zeitung* nieder. Zumindest diese Front ist nun befriedet, weil Tamedia das Blatt aus Basel kaufte.

Auch der neue Medienkonzern CH-Media, die Fusion der NZZ-Regionalzeitungen mit den Aargauer AZ-Medien, hätte die *Basler Zeitung* gerne gekauft. Ihre *Aargauer Zeitung* kühlte ihre Niederlage in den Verhandlungen dann ab, indem sie kräftig an Tamedia austeilte, als diese den *Le Matin* einstellte.

Warum, nach Jahrzehnten der Friedfertigkeit, diese plötzliche Keilerei?

Man kann es volkswirtschaftlich erklären. Die Schweizer Verlagsbranche ist inzwischen,



Die wildesten Märkte: Tamedia-Präsident Supino.

wie Ökonomen sagen würden, ein unvollkommener Markt. Es gibt nur noch fünf wesentliche Marktteilnehmer. Das sind Ringier, Tamedia, CH-Media, die NZZ und Samedia.

Die wildesten Märkte aber sind genau diese Märkte mit nur einer Handvoll Konkurrenten. Dann ist der Wettbewerb am erbittertsten. Wenn es zwanzig Konkurrenten gibt, ist der Konkurrenzkampf nicht allzu hart, weil jeder eine Nische findet. Wenn es nur noch zwei Konkurrenten gibt, dann ist der Konkurrenzkampf auch nicht allzu hart, weil es dann einen kartellistischen Nichtangriffspakt gibt. Hart ist es, wenn es nur noch einige wenige Wettbewerber gibt.

Genau das ist passiert. Gegen Ende des letzten Jahrhunderts gab es noch über ein Dutzend grössere Verlagshäuser in der Schweiz. Es gab sie unter anderem in Bern, in Lausanne, in Luzern, in Solothurn, in Basel. Jetzt sind es noch fünf.

Fünf sind zu wenig für eine friedliche Koexistenz und zu viele für ein friedliches Kartell. Es bleibt der Kampf. Den trägt man dann über die eigenen Blätter aus. Man nennt das Konzernjournalismus. Journalisten haben meist keine Hemmungen, sich für Konzernjournalismus herzugeben.

Ich meine das wertneutral. Man kann Konzernjournalismus auch Loyalität im Konkurrenzkampf nennen.

## Juncker mit Rücken

Von Henryk M. Broder — Bildausfall im deutschen Fernsehen.

Es ist in und ausserhalb von Brüssel kein Geheimnis, dass der Präsident der Europäischen Kommission, Jean-Claude Juncker, ein Alkoholproblem hat. Man hat ihn schon öfter nicht ganz nüchtern in der Öffentlichkeit gesehen, aber noch nie so randvoll wie bei der Abschlussfeier zum Nato-Gipfel in Brüssel letzte Woche. Juncker schwankte und wankte, erst schaffte er es nicht aus eigener Kraft zum Gruppenfoto auf die Bühne, dann musste er beidseitig gestützt werden und wäre beim Abgang von der Bühne beinahe gestürzt – hätten ihm nicht ein paar Begleiter unter die Arme gegriffen. Dabei küsste er jeden ab, der ihm in die Quere kam, Küsschen links, Küsschen rechts, wie es so seine Art ist.



Ein belgischer Nachrichtensender hatte die Szene festgehalten, andere Sender übernahmen die Bilder. Allerdings weder die ARD noch das ZDF. Daraufhin fragte ich bei Kai Gniffke, dem Chef der «Tagesschau» und der «Tagesthemen» bei der ARD, nach, ob es irgendeinen Grund gebe, «warum Sie in Ihrer Berichterstattung über den Nato-Gipfel in Brüssel diesen Bericht des flämischen Fernsehens nicht übernommen, nicht einmal daraus zitiert haben» und ob die Redaktion, wäre es Donald Trump gewesen, genauso gehandelt hätte.

Kai Gniffke überlegte ein paar Tage und schrieb zurück: «Natürlich hätten wir gezeigt, wenn Donald Trump auf dem Nato-Gipfel derart angeschlagen aufgetreten wäre. Schliesslich war er die unbestrittene Hauptperson. Das war der EU-Kommissionspräsident an diesem Tag nicht, so dass wir die Frage, aus welchen Gründen er an diesem Tag ebenso gebrechlich wie kussfreudig war, nicht in dem Bericht über den Nato-Gipfel thematisiert haben, da es hier um den Fortbestand des westlichen Verteidigungsbündnisses ging. Da erschien uns die Frage, ob ein Tagungsteilnehmer Ischias-Beschwerden hat oder angeschickert ist, nicht im Zentrum des Ereignisses zu stehen. Bei einem EU-Gipfel wäre das wohl anders gewesen.»

Der vorletzte Satz bezog sich auf das Statement eines Kommissionsprechers, wonach Juncker an diesem Tag «von einer besonders schmerzhaften Ischias-Attacke geplagt wurde». Also warten wir den Bericht zum nächsten EU-Gipfel ab. Irgendwann wird auch die «Tagesschau» zugeben müssen, dass solche Spektakel nur volltrunken zu ertragen sind.

# Rückendeckung für Sommaruga

Obwohl sich in Eritrea kaum etwas geändert hat, kehrt das Bundesverwaltungsgericht seine Praxis um: Dienstverweigerung ist nun doch kein Fluchtgrund mehr, für die meisten Eritreer ist eine Heimkehr zumutbar. Mit Juristerei hat das wenig zu tun – dafür umso mehr mit Politik. *Von Alex Baur*



*Zähneknirschende Zustimmung:* Justizministerin Sommaruga.

Der Entscheid E-5022/2017 des Bundesverwaltungsgerichtes (BVGer) in St. Gallen erfolgte fast auf den Tag genau mit dem Friedenspakt zwischen Äthiopien und Eritrea. Doch das Urteil war zu diesem Zeitpunkt längst gefällt. Der Bruderkrieg zwischen den beiden Ländern am Horn von Afrika war auch längst beendet, als das höchste Schweizer Migrationsgericht – damals noch die Asylrekurskommission (ARK) – im Dezember 2005 entschied, dass eritreische Dienstverweigerer Asyl bekommen sollten. 37 000 Eritreer haben seither von diesem Angebot Gebrauch gemacht und sind in die Schweiz umgezogen. Das geht nun nicht mehr so einfach. Letzte Woche hat das BVGer entschieden, dass Dienstverweigerer doch nach Eritrea zurückgeschickt werden können.

Die Kehrtwende des BVGer ist nicht darauf zurückzuführen, dass sich die Menschenrechtssituation in Eritrea oder die Gesetze in der Schweiz geändert hätten. Junge Eritreer, so ist in der 41

Seiten dicken Begründung zu lesen, müssen in ihrer Heimat nach wie vor in Kauf nehmen, für die Dauer von fünf bis zehn Jahren in den Nationaldienst eingezogen zu werden. Kost und Logis sind in der Regel ausreichend, der Sold dürftig, Deserteure müssen mit Strafen rechnen. Es soll bei der Armee auch schon zu sexuellen Übergriffen gekommen sein, eine

## In der Asylpolitik funktioniert die Gewaltentrennung schon lange nicht mehr.

Systematik sei aber nicht zu erkennen. Das ist derselbe Befund, der die ARK 2005 dazu bewog, Eritreern Asyl zu gewähren.

Der Kurswechsel ist auch nicht zu erklären mit der Gesinnung der fünf Richter der Abteilung V – zwei Rechte, zwei Linke, eine Grünliberale –, die den Entscheid unterschrieben.

Denn derartige Grundsatzfragen werden beim BVGer im Plenum gefällt, per Abstimmung. Alle dreissig Richter der Abteilungen IV und V haben ein Mitspracherecht. Bei solchen Abstimmungen spielt das Parteibüchlein, anders als bei den meisten anderen Schweizer Gerichten, hingegen sehr wohl eine Rolle, und zwar eine entscheidende. Dies lässt sich statistisch untermauern: Links-grüne Richter heissen im statistischen Schnitt rund doppelt bis dreimal so viele Rekurse gegen Wegweisungen von Migranten gut (*Weltwoche* Nr. 4/17, «Mangel an Sozialkompetenz»).

## Solidarität unter Genossen

Die linke Mehrheit im BVGer ist mittlerweile nicht mehr so erdrückend wie auch schon. Sie besteht aber – wenn man ihr die Parteilosen zu-rechnet, die nicht selten eine NGO-Karriere hinter sich haben – nach wie vor. Die Kehrtwende bei der Eritrea-Frage hat trotzdem ihre



Hatte den Souverän auf seiner Seite: Blocher.

politische Logik. Das BVGer folgt einer Linie, die von Bundesrätin Simonetta Sommaruga (SP) vor zwei Jahren eingeleitet wurde.

Asylentscheide werden in erster Instanz vom Staatssekretariat für Migration (SEM) gefällt. Oberste Chefin des SEM ist Justizministerin Sommaruga. Ohne ihr Plazet gibt es keine Verschärfung der Praxis. Sommaruga war gemäss einer gerichtsinternen Quelle denn auch der Hauptgrund, warum einige SP-Richter der neuen Linie zähneknirschend zustimmten und damit den Ausschlag gaben. Sie hielten ihrer Genossin die Treue.

Seit dem Rekordjahr 2015, als die Zahl der neuzugewanderten Eritreer erstmals die Schwelle von 10 000 Asylsuchenden kratzte und die Sozialämter an den Anschlag brachte, hat das SEM die Schrauben angezogen. Bereits im letzten August segnete das BVGer eine Praxisänderung des SEM ab. Die illegale Ausreise aus dem sozialistischen Eritrea und die damit verbundene Strafe sind seither kein Fluchtgrund mehr. Was das BVGer letzte Woche absegnete, war die zweite, von Sommaruga bereits vor einem Jahr eingeleitete Verschärfung. Eine Rückkehr in ihre Heimat gilt fortan für die meisten Eritreer als zumutbar.

### Dramatische Gegenkampagne

Politik und Justiz sind Antagonisten, politisierende Richter sind in jedem Rechtsstaat verpönt. Die Politik erlässt die Gesetze, welche die Richter anzuwenden haben. Punkt. Man nennt es Gewaltentrennung. In der Asylpolitik funktioniert dieses Grundprinzip der Demokratie schon lange nicht mehr. Der Grund liegt im Wesen der Fälle. Anders als bei einem Verkehrsunfall oder einem Erbstreit gibt es nur selten verlässliche Fakten und Aussagen; in der Regel kennen die Richter nicht einmal die Identität der Leute, über deren Schicksal sie entscheiden. Wer nicht weiss, der muss glauben. Ob man

grosszügiger oder restriktiver entscheiden will, der Zuwanderung positiv oder skeptisch gegenübersteht, ist keine juristische, sondern eine politische Frage.

Der Mangel an objektiven, überprüfbaren Kriterien macht die Asyljustiz zum einfachen Opfer für politische Einflussnahme. Die internationalen Vereinbarungen, die von den Gerichten gerne als oberste Maxime beigezogen werden, laden geradewegs zur Willkür ein. Sie sind so allgemein und vage definiert, dass alles Mögliche und Unmögliche hineininterpretiert und zur Lehrmeinung erhoben werden kann. So basteln sich die Juristen unter Umgehung des Gesetzgebers die Gesetze, nach denen sie richten, gleich selber. Die Geschichte mit den Eritreern ist ein Lehrbeispiel dafür.

Im Herbst 2006 stimmte der Souverän trotz einer dramatischen Gegenkampagne – man hätte meinen können, die Menschenrechte stünden zur Disposition – einer Verschärfung des Asylrechtes mit 68 Prozent Ja-Stimmen wuchtig zu. Das Resultat wurde als Sieg des bis weit über die Mitte hinaus verhassten Justizministers Christoph Blocher (SVP) interpretiert.

### Ein wichtiges Element von Blochers Asylvorlage war die Identifizierungspflicht.

Kurz nach der Abstimmungsniederlage kündete Jürg Schertenleib, Chefjurist bei der Flüchtlingshilfe, trotzig an, man werde den Volksentscheid nach Kräften auf der juristischen Ebene aushebeln. Er hielt Wort.

Bereits ein Jahr zuvor hatte die ARK zwei Grundsatzentscheide gefällt, welche die schon lange geplante Gesetzesrevision unterliefen, bevor sie überhaupt in Kraft trat. Erstens führte das höchste Asylgericht eine Art Beweislastumkehr ein: Es lag nun nicht mehr am Asyl-



Volksentscheid ausgehebelt: Jürg Schertenleib.

suchenden, eine Gefährdung zu belegen, vielmehr stand die Schweiz jetzt in der Pflicht, «die konkrete Effektivität des Schutzes im Heimatland abzuklären und zu begründen» – was in vielen Fällen nicht möglich ist. Zweitens verfügte die ARK, dass Dienstverweigerung bei Eritreern ein Asylgrund ist.

Die Folgen liessen sich in Zahlen messen. Der Andrang im Asylbereich, der unter Blocher einen Tiefststand erreicht hatte, nahm bald wieder zu. Dies gilt vor allem für die Eritreer. Waren es 2005 noch 181 Gesuche, wanderten im folgenden Jahr bereits 1207 Eritreer über die grüne Grenze ein. Diese Zahl stieg kontinuierlich auf 4407 Gesuche im Jahr 2012.

Ein wichtiges Element von Blochers Asylvorlage war die Identifizierungspflicht: Wer sich nicht ausweisen konnte oder nicht zumindest glaubhafte Anstrengungen dazu unternahm, sollte vom Asylverfahren ausgeschlossen werden. Mit einem Federstrich setzte das BVGer den Volksentscheid ausser Kraft, indem es eine Ausnahmeregelung zur Norm erklärte: Ob ein Antragsteller seiner Identifizierungspflicht nachkommt, könne nur in einem Asylverfahren geklärt werden (*Weltwoche* Nr. 32/07, «Richterliche Arroganz»).

Auch die ausländerrechtliche Vorgabe, gemäss der ein Familiennachzug nur gewährt wird, wenn der Antragsteller für seine Angehörigen in der Schweiz sorgen kann, setzte das BVGer mit Verweis auf die Europäische Menschenrechtskonvention gleich wieder ausser Kraft. Nach demselben Muster unterliefen die höchsten Asylrichter sodann eine Verschärfung, die Blochers Nachfolgerin Eveline Widmer-Schlumpf (BDP) aufgegleist hatte und die Sommaruga auf Geheiss des Nationalrats wohl eher *à contrecœur* umsetzen musste.

### 9966 Neuzuzüger

2012 hatte das Bundesparlament beschlossen, Dienstverweigerung als Asylgrund auszuschliessen. Im folgenden Jahr halbierte sich die Zahl der Asylgesuche von Eritreern auf 2563. Der Rückgang war allerdings von kurzer Dauer. Die meisten Eritreer erhielten nun zwar kein Asyl mehr. Aber weil die Asyljustiz einen Landesverweis als nicht zumutbar erachtete, blieben sie halt als sogenannte Flüchtlinge. Prompt explodierten 2014 und 2015 die Zahlen bei den Eritreern – sicher auch als Folge des Massenansturms über die Mittelmeerrouen – auf 6923 respektive 9966 Neuzuzüger.

Da es kein entsprechendes Abkommen gibt, können Eritreer nach wie vor nicht zwangsweise ausgeschafft werden. Doch völlig bedeutungslos sind die Gesetze nicht. Seit das SEM die Praxis verschärft hat, ist die Zuwanderung aus Eritrea rückläufig, von 5178 Gesuchen (2016) auf 3375 im letzten Jahr. Der Protest der Flüchtlingshilfe fruchtete für einmal nicht. Die Genossen Bundesverwaltungsrichter hielten Genossin Sommaruga die Treue. ○

# Geheime Elemente, neu geschichtet

Eine eben erschienene Dissertation versucht, die illegale und 1990 liquidierte «Geheimarmee» P-26 zu rechtfertigen. Mit mässigem Erfolg.

Von Urs Paul Engeler

Geschichtsschreibung ist keine Wissenschaft, nicht einmal eine ungenaue. Die Zahl der vergangenen Fakten ist schlicht unendlich. Deren Überlieferung oder Vernichtung geschieht zufällig oder gezielt, willkürlich und gefärbt. Der Blick auf den unüberschaubaren Daten- und Gerüchtehaufen ist stets selektiv und wird immerzu vom Interesse des Betrachters gelenkt. Geschichtsschreibung ist allenfalls Liebhaberei, als Dokumentation verkaufte private Meinung – oder in der Regel pure Politik. Darum wird die Historie auch regelmässig umgeschrieben.

So legt aktuell der Aargauer FDP-Grossrat und Generalstabsmajor Titus J. Meier in seiner Dissertation «Widerstandsvorbereitungen für den Besetzungsfall. Die Schweiz im Kalten Krieg»\* seine Geschichte der geheimen und meist halbprivaten Résistance-Bünde vor. Die Herleitung ist lang, die Einbettung dick – doch letztlich geht es auf den 580 Seiten nur um eine einzige Organisation: um die «Geheimarmee» P-26, die 1990 enttarnt und dann rasch aufgelöst wurde. Sie lässt der politischen Schweiz bis heute keine Ruhe.

## Dreistufiges «Skandalisierungs-Crescendo»

Die parlamentarische Untersuchungskommission (PUK) unter dem Präsidium des unverdächtigen Appenzeller CVP-Ständerats, Juristen und Infanteriehauptmanns Carlo Schmid hatte die geheime und schwerbewaffnete Vereinigung von rund vierhundert Beamten und Zivilisten als «eine potenzielle Gefahr für die verfassungsmässige Ordnung» des Rechtsstaates Schweiz bezeichnet sowie einzelne Einsatzszenarien («innerer Umsturz

durch Unterwanderung»), den Aktivierungsplan (oberste Befehlsgewalt beim Generalstabschef, nicht beim Bundesrat) sowie die verdeckte Finanzierung als undemokratisch und im Widerspruch zur parlamentarischen Oberaufsicht stehend und damit schlicht als illegal kritisiert.

Die Politiker waren empört, das Urteil der Öffentlichkeit war fast unisono negativ. Seither aber arbeiten die überlebenden Mitglieder des Geheimbundes systematisch, mit Eifer und dem Geld einer Stiftung an einer Rehabilitation.

Meier beginnt damit, dass er die Kritik an der Schattenvereinigung als blosser medial veranstaltete «Skandalisierung» abtut. Nach dem Rücktritt der ersten Bundesrätin Elisabeth

## Geschichtsschreibung ist Politik. Das beweist sich an einem entscheidenden Dokument.

Kopp (FDP) und der Fichenaffäre von 1989 hätten «persönlich gekränkte» Journalisten ein dreistufiges «Skandalisierungs-Crescendo» entwickelt: Kopp, Fichen, Geheimarmee. Der Ende 1990 vorgelegte, 277 Seiten umfassende Bericht der PUK EMD habe schliesslich die quasioffizielle «Bestätigung» für all die kolportierten «Mutmassungen» geliefert.

Der Hauptvorwurf Meiers an die Kommission Schmid geht dahin, dass sie die Organisation P-26 und den parallelen Spionagedienst P-27 unter rein formalistischen und legalistischen Gesichtspunkten be- und verurteilt habe. Die historische Dimension – der sponta-

ne Aufbau von Widerstandsklubs im Zweiten Weltkrieg, die Weiterentwicklung des Territorialdienstes mit «Vertrauensleuten», die Vorgängermodelle innerhalb des Konzeptes «Résistance/Widerstand (Rewi)» wie die «Spezialdienste» Hans Burgers, Heinrich Amstutz' und später Albert Bachmanns – sei kaum gewürdigt worden. Seine an Details überreiche Arbeit stellt die mit Spezialwaffen, Sprengstoff, chemischen Kampfstoffen, Bunkern und in einem Banksafe eingelagerten Goldplättchen ausgerüstete Privattruppe so als eine politische und militärische Normalität der Schweiz dar, als helvetisches Kontinuum, entstanden im Zweiten Weltkrieg, neu entworfen jeweils in Armee- und Gesamtverteidigungskonzeptionen, gebilligt durch stummes parlamentarisches Zunicken.

## «Totaler Volkswiderstand»

Geschichtsschreibung ist Politik. Das beweist sich an einem entscheidenden Dokument, auf das sich sowohl die PUK (sehr ausführlich) wie Meier (eher nebenbei) berufen. 1956, nach der Niederschlagung des Aufstands der Ungarn gegen die sowjetische Besatzung, regte der Zürcher LdU-Nationalrat Erwin Jaeckle, ein kalter Krieger und Verfechter einer Schweizer Partisanenarmee, mit einem Postulat die professionelle Ausbildung von zivilen Saboteuren und Kleinkriegern (mit selbstfabrizierten Granaten, Molotowcocktails etc.) an, zum Zweck des «totalen» Widerstands: «Der Bundesrat wird im Hinblick auf den ungarischen Aufstand gebeten zu prüfen, welche Vorkehrungen in Organisation und Ausbildung getroffen werden können, um den totalen Volkswiderstand



«Potenzielle Gefahr»: PUK-Präsident Schmid.



«Spezialdienste»: Offizier Bachmann.



Ausführliche Stellungnahme: Bundesrat Chaudet.



**Irrungen und Wirrungen:** Informationsveranstaltung zur P-26 in Gstaad am 7. Dezember 1990.

gegebenenfalls über die Feldarmee hinaus aufzunehmen und zu sichern.»

Der damalige EMD-Chef und Bundesrat Paul Chaudet (FDP) nahm am 25. September 1957 in einem Grundsatzreferat ausführlich Stellung zum Ansinnen, in der Schweiz eine bewaffnete Schattenarmee («une sorte de seconde armée») aufzubauen.\*\* Diese Antwort ist die einzige eingehende, umfassende und öffentliche Darlegung der Landesregierung zu den Ideen einer nicht- oder paramilitärischen Geheimtruppe und darum von eminenter politischer Bedeutung. Meier, der ein lückenloses Einverständnis der politischen Instanzen mit solchen Plänen nachweisen will, schreibt, Chaudet habe sich «bereit» gezeigt, «das Postulat mit Erklärung entgegenzunehmen». Laut PUK hingegen nahm Chaudet den Vorstoss jedoch nur «mit Vorbehalten zur Prüfung» entgegen. Der Wortlaut («en formulant quelques réserves») gibt eindeutig der PUK recht.\*\*\*

Während Meier in der Folge lediglich die Chaudet-Passagen paraphrasiert, die Jaekles Ideen eher wohlwollend kommentieren (Ausbau des Territorialdienstes, Abgabe des Sturmgewehrs samt Munition nach Hause), zitiert

der PUK-Bericht zudem die massive Kritik des Verteidigungsministers an der Einrichtung einer Privatarmee hinter der regulären Feldarmee: Die Planung eines solchen Geheimkriegs («guerre clandestine») schüfe mehrere Probleme politischer, militärischer, juristischer sowie völkerrechtlicher Natur und verletzte internationale Konventionen, denen die Schweiz beigetreten sei. Neben den grund-

### Der Wortlaut («en formulant quelques réserves») gibt eindeutig der PUK recht.

sätzlichen Einwänden nannte Chaudet eine Reihe von praktischen Gründen, die gegen einen solchen Verband sprächen: Eine absolute Geheimhaltung sei unmöglich; die Organisation würde im Ernstfall rasch ausgehoben. Zudem zeigten alle ausgewerteten Erfahrungen anderer Länder, dass es unmöglich sei, im Voraus zu erkennen, welche Personen für den sehr speziellen geheimen Widerstand überhaupt geeignet seien. Oft hätten unauffällige Frauen oder Minderjährige erstaunliche Risikobereitschaft entwickelt, während aus

vermeintlichen Helden rasch Versager geworden seien.

Chaudet, der nur verstärkten Anstrengungen innerhalb der Armee zustimmte, schloss mit der eindeutigen Konklusion, dass sowohl rechtliche, politische wie praktische Gründe der Errichtung einer Widerstandsbewegung entgegenstünden («s'opposent à la préparation d'une résistance totale»). Kurz: «Diese Grenzen können nicht überschritten werden.» Auch diese und andere Absagen des Bundesrats an jegliche Geheimarmee-Phantasien erwähnt Meier nicht. Die geschickte Selektion macht die Geschichte. Die Tatsache, dass nach Chaudets höflicher Ablehnung im Nationalrat keine Debatte waltete und das – unverbindliche – Postulat so zur «Prüfung» überwiesen wurde, wertet er als stillschweigende Zustimmung zu den Plänen des damaligen Generalstabschefs Louis de Montmollin, der laut PUK im Jahr darauf den Befehl zum Aufbau einer ersten Widerstandsorganisation erteilte.

### Gesetzliche Grundlage wurde nie geschaffen

In abgedunkelten Gefilden, nach Irrungen und Wirrungen, unter internen Machtkämpfen, mit peinlichen Pannen und Rückschlägen wucherten dann aus unterschiedlichen Formationen mit unterschiedlichen Zielen die beiden Gebilde, die als private Aktiengesellschaften getarnt wurden: die P-26 als Consec AG in Basel und die P-27 als Hidascope AG in Olten. Der Gesamtbundesrat wurde nur 1979 und 1990, als die Sache schon am Auffliegen war, über die Machenschaften orientiert.

Eine gesetzliche Grundlage für die geheimen Verbände, die gegen hundert Millionen Franken gekostet haben, wurde nie geschaffen. Das muss auch Rechtfertiger Meier zugeben. Allerdings behauptet er, dass dies gar nicht nötig gewesen sei, weil die schwerbewaffnete und in Sabotage und Schiesswesens et cetera. ausgebildete P-26-Truppe «keinen militärischen Kampfauftrag» gehabt habe und nur ein Teil der Gruppe für Generalstabsdienste, also der Bundesverwaltung, gewesen sei. Nach dieser Logik könnte jedes Amt in Bern ohne Zustimmung des Parlaments im Verborgenen einige hundert Leute beschäftigen, die in keinem Verzeichnis aufscheinen, mit Steuergeld Firmen gründen, selbstformulierte Aufträge ausführen und über fingierte Budgetposten bezahlt werden.

\* Titus J. Meier: Widerstandsvorbereitungen für den Besetzungsfall. Die Schweiz im Kalten Krieg. NZZ Libro.

\*\* Link zum PUK-Bericht: <https://eu.alma.exlibrisgroup.com/view/delivery/41BIG—INST/12329511370001791>

\*\*\* Link zur vollständigen Antwort Chaudets: <https://www.amtsdruckschriften.bar.admin.ch/detailView.do?id=100005102#>

# Für ihn ist Politik wie Velofahren

Der Baselbieter SP-Nationalrat Eric Nussbaumer politisiert so konsequent, bis es weh tut. Das bekommen jetzt seine Parteikollegen auch bei der Europa-Politik zu spüren.

Von Hubert Mooser



*Hohelied auf die EU:* Baselbieter Politiker Nussbaumer.

Nationalrat Eric Nussbaumer spült seinen Missmut mit einem Schluck Mineralwasser hinunter. Der 58-jährige Baselbieter Politiker hat ein paar aufregende Tage hinter sich. Nussbi, wie ihn alle nennen, liess in einem Interview mit dem *Tages-Anzeiger* durchblicken, dass man mit ihm über die «technischen Modalitäten» zur sogenannten Acht-Tage-Regel diskutieren könne. Damit zog er sich den Zorn der Gewerkschaften zu. «Offenbar ist es bereits ein Sakrileg, nur schon darüber zu diskutieren», sagt der SP-Politiker, den der Aufstand überrascht hat. Parteipräsident Christian Levrat habe in einem Interview das Gleiche gesagt.

Um den Wirbel zu verstehen, den der Baselbieter bei der SP auslöste, muss man die Hintergründe kennen: Wenn zum Beispiel ein Monteur aus der EU für einen Auftrag in die Schweiz kommt, muss er diesen Einsatz acht Tage zuvor bei den Behörden anmelden. Die Kontrolleure können so die Arbeitsbedingungen des entsandten Monteurs prüfen. Das ist Teil der flankierenden Massnahmen, die seit 2004 in- und ausländische Arbeitnehmer vor Lohndumping schützen sollen. Ohne diese Massnahmen hätte die SP den freien Personenverkehr mit der EU nicht geschluckt.

Für die Gewerkschaften sind sie inzwischen so etwas wie der Heilige Gral, böse Zungen

sagen auch eine Art Geschäftsmodell – weil die Kontrollen auf den Baustellen ein einträgliches Geschäft sind und den Bedeutungsverlust abfedern, den die Gewerkschaften aufgrund akuten Mitgliederschwundes erlitten haben. Die EU empfindet aber besonders die Acht-Tage-Regel als Ärgernis und nützt nun die Verhandlungen zum Rahmenvertrag, um auf die Schweiz Druck auszuüben, damit sie diese Regel endlich etwas aufweicht.

Der neue Aussenminister Ignazio Cassis (FDP), der diesen in der Schweiz wegen der Übernahme von EU-Recht umstrittenen Rahmenvertrag rasch abschliessen möchte, käme Brüssel gerne entgegen. So liess er in einem



Gespräch mit dem Schweizer Radio zur Acht-Tage-Regel den Satz fallen: «Sowohl die EU wie die Schweiz müssen bereit sein, über den eigenen Schatten zu springen und kreative Wege zu finden.»

### Schelte aus den eigenen Reihen

Die Gewerkschafter legten ihm diese Aussage als Absage an die flankierenden Massnahmen aus. SP-Ständerat Paul Rechsteiner (SG), als Gewerkschaftsbund-Präsident der oberste Hüter der gewerkschaftlichen Interessen und Pfründen, drohte leicht enerviert, die Acht-Tage-Regel sei unverhandelbar: Wenn der Bundesrat davon abrücke, werde die Regierung nicht mehr mit der Unterstützung der Gewerkschaften rechnen können.

Und dann fiel auch noch Nussbaumer den Gewerkschaften in den Rücken, wie sich ein SP-Vertreter ausdrückte. Es sei aber nicht so, dass er an Kontrollen, Lohnschutz und Sanktionen herumschrauben wolle, sagt Nussbaumer. «Die flankierenden Massnahmen sind absolut notwendig», betont er inzwischen mit noch mehr Nachdruck. Er findet aber, dass man über technische Details zur Acht-Tage-Regelung diskutieren könne. So habe er gelesen, dass die Anmeldungen per Velokurier von einer Behörde zur nächsten übermittelt würden. Er frage sich schon, ob man die Zustellung im Zeitalter des Internets nicht etwas schneller und effizienter abwickeln könnte.

Aber nicht einmal darüber wollen die Genossen diskutieren. SP-Nationalrat Corrado Pardini, Geschäftsleitungsmitglied der Unia, fand, Nussbaumer habe sich verirrt. «Wir müssen ihn nun bei der Hand nehmen und zurück auf den richtigen Pfad führen», sagt Pardini, der mit Nussbaumer sonst gut auskommt.

Andere, wie Nussbaumers Partei- und Kantonskollegin Susanne Leutenegger Oberholzer, platzierten wütende Twitter-Attacken: «Wer jetzt öffentlich Konzessionen macht», so Leutenegger Oberholzer, «hat bereits verloren. Das sollte auch jeder mittelmässig begabte Politiker eigentlich wissen.»

### Währschafte Menü

Der Pulverdampf ist inzwischen etwas verraucht, aber man merkt Nussbaumer an, dass ihn die Kritik seiner Parteikollegen irritiert. Er fühlt sich falsch verstanden. Es ist Mittagszeit und 25 Grad im Schatten. Die Gartenterrasse bei der Kleinen Schanze in Bern füllt sich langsam mit Verwaltungsbeamten und Touristen. Die meisten Gäste kauen an Salatblättern. Nussbaumer bestellt trotz Hitze ein etwas währschafteres Menü. Das passt zum bodenständigen Baselbieter Politiker mit dem mar-

kanten Kinn, der manchmal etwas grummelig und kantig wirkt. Nussbaumer ist einer, der unverkrampft politisiert und mit dem auch bürgerliche Politiker gerne ein Bier trinken gehen.

Das kommt wohl auch daher, weil er einen anderen Hintergrund hat als die meisten SP-Vertreter im Parlament. Nussbaumer ist als Elektroingenieur im Baselbieter Gewerbe verwurzelt. Es gab Zeiten, da haben sich SVP-Politiker aus seinem Kanton öffentlich die Frage gestellt, wie es wohl gekommen sei, dass der Nussbaumer bei der SP gelandet ist. Nussbaumer findet, er sei schon in der richtigen Partei. Aber er ist keiner, der sich aus parteitaktischem Kalkül verbiegt. Ob als Captain des FC Nationalrat oder als Mitglied der SP-Fraktion – Nussbaumer spielt und politisiert konsequent, bis es weh tut, nimmt dabei auch Zusammenstösse mit den eigenen Leuten als Kollateralschäden in Kauf. Es ist fast schon bezeichnend für ihn, dass er sich beim Fussballspiel gegen den FC Hirslanden nicht etwa beim Zweikampf mit einem gegnerischen Spieler verletzte, sondern beim Zusammenprallen mit dem eigenen Torwart.

Die Rencontres in der Politik mit dem eigenen Lager sind etwas weniger schmerzhaft, dafür aber lärmiger. Als 2015 das Parlament über die Strommarktliberalisierung diskutierte, engagierte er sich als einer der wenigen Linken für eine komplette Marktöffnung, weil er dies nach der Energiestrategie 2050 für den logischen nächsten Schritt im dornigen Energiedossier hielt. Gespräche über die Acht-Tage-Regelung sind für den EU-Turbo die logische Konsequenz auf dem Weg zu einem Rahmenvertrag. Es ist diese Konsequenz, die SVP-Präsident Albert Rösti an Nussbaumer schätzt, auch wenn dieser aus Sicht des SVP-Präsidenten konsequent in die falsche Richtung denke. «Die SP ist für den EU-Beitritt und für einen Kolonialvertrag mit der EU. Und die Konsequenz daraus ist, dass man dafür halt auch über die flankierenden Massnahmen reden muss», sagt Rösti. Das zu sagen, getraue sich aber bloss Nussbaumer.

### Im Schatten Ruedi Rechsteiners

Der Politiker wurde in Mülhausen im Elsass in eine mennonitische Bauernfamilie hineingeboren. Der Vater zügelte in den 1960er Jahren zurück in die Schweiz, nach Effretikon, weil er dort eine Stelle als Maschinenmechaniker fand. Nach einer Lehre als Elektromonteur und der Berufsmittelschule absolvierte Eric

Nussbaumer am Technikum Winterthur ein Elektrotechnikstudium. Danach reiste er mit der Familie für ein Jahr nach Elkhart in den US-Bundesstaat Indiana, um sich vertieft mit Theologie und Ethik auseinanderzusetzen. 1988 kehrte er in die Schweiz zurück und bewarb sich als Geschäftsführer der drei Jahre zuvor gegründeten Energiegenossenschaft AdeV, die sich dem Aufbau von umweltfreundlichen Energieanlagen verschrieben hat. Nussbaumer bekam die Stelle und zog mit seiner Frau und seinen drei Kindern ins Baselbiet nach Frenkendorf. Seit 2015 wohnt der siebenfache Grossvater in Liestal.

Nussbaumer ist seit 2007 Nationalrat. In der Startphase hatte er aber einen schweren Stand. Trotz seiner Qualifikation in Energiefragen stand er im Schatten von SP-Nationalrat Ruedi Rechsteiner. Erst als dieser 2010 zurücktrat, rückte Nussbaumer in den Vordergrund. Die Katastrophe im Atomkraftwerk Fukushima 2011 brachte

den Durchbruch. Nussbaumer gehörte zu jenen, die prominent an vorderster Front für den Atomausstieg weibelten. Dieses Engagement trug ihm aber auch den Vorwurf ein, er gehöre zu jenen Parlamentariern in Bern, die direkt ins eigene Portemonnaie politisieren würden – weil seine AdeV direkt von der Energiewende profitierte. Auf seiner Website hat er aufgelistet, was ihm das tatsächlich persönlich einträgt. Sein Mandat als Verwaltungsratspräsident der AdeV brachte ihm 2017 zirka 8300 Franken ein. Im Jahr davor doppelt so viel. Als Leiter der Kommunikation bei der Swisspower AG verdiente er 2017 rund 63 000 Franken. Bis Mai 2016 war er auch Verwaltungsratspräsident der Alternativen Bank, was ihm mit 20 000 Franken pro Jahr abgegolten wurde.

### Kandidatur gegen grosse Konkurrenz

Nussbaumer ist Mitglied der Energiekommission des Nationalrates (Urek), die er 2014 und 2015 leitete. Seit 2014 gehört er auch der Aussenpolitischen Kommission (APK) an und singt dort vor allem das Hohelied auf die EU. Gleichzeitig ist er Vizepräsident der Efta-Delegation, die sich regelmässig mit EU-Parlamentariern austauscht. Nun steht der nächste Karriereschritt bevor. Nussbaumer will 2019 für den Ständerat kandidieren, als Nachfolger von SP-Ständerat Claude Janiak, der auf die Wahlen hin zurücktritt. Die Konkurrenz im bürgerlichen und im linken Lager ist gross. Und bis dahin will er Tempo in die Verhandlungen zu einem Rahmenvertrag mit der EU bringen, auch wenn seine Partei derzeit etwas auf der Bremse steht. Denn für Nussbaumer ist das wie Fahrradfahren: Wenn man stehenbleibt, fällt man um. ○



Leutenegger Oberholzer.

«Wer jetzt Konzessionen macht, hat bereits verloren.»



Corrado Pardini.

«Wir müssen ihn zurück auf den richtigen Pfad führen.»

# Des einen Freud, der anderen Leid

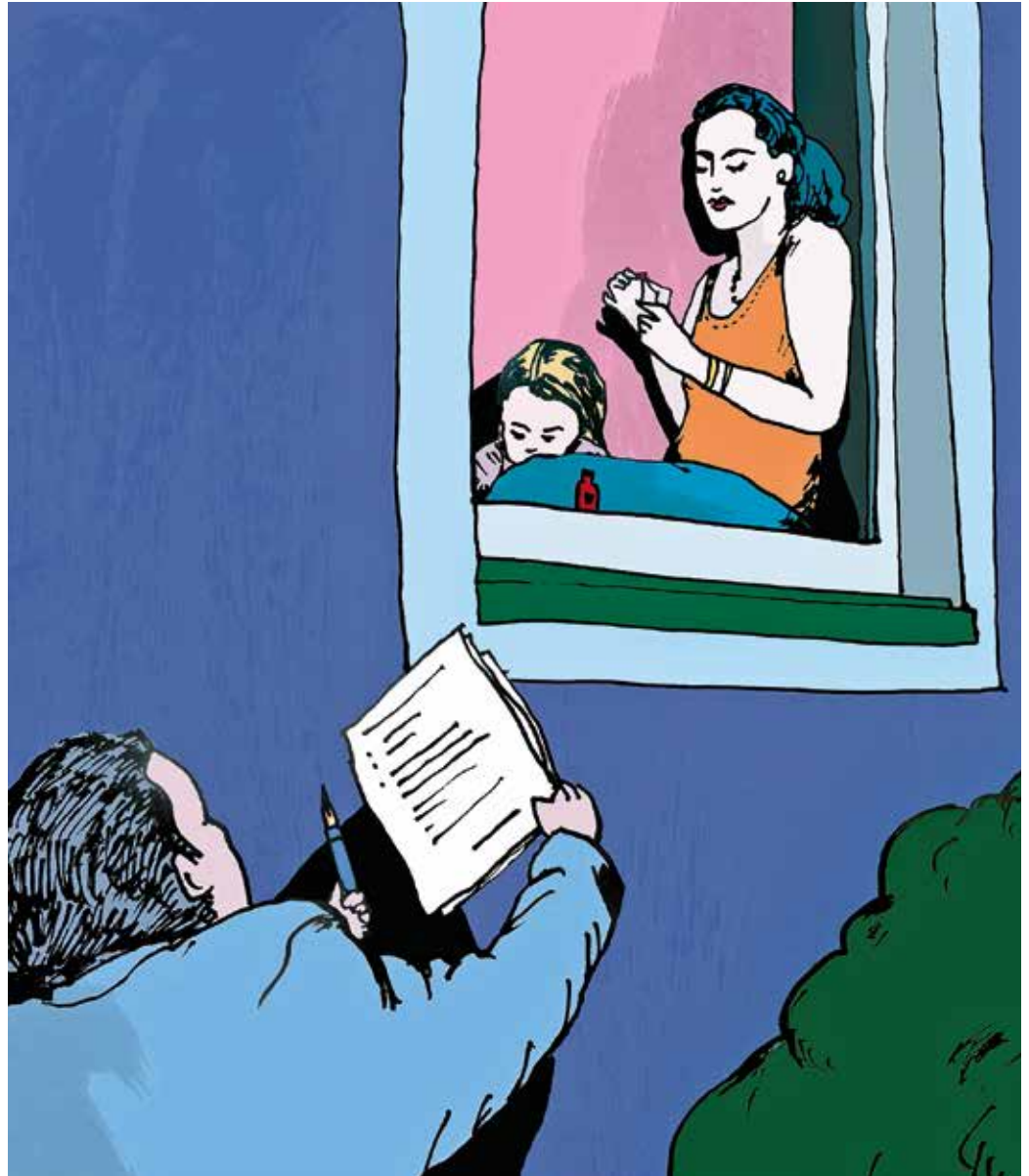
Das Bundesgericht ebnet den Weg für schnellere Scheidungen. Und nimmt damit vorab den Ehefrauen ein Druckmittel aus der Hand.  
Von Katharina Fontana und Gina Müller (Illustration)

Es ist eine beliebte Vorgehensweise bei Scheidungen. Man zieht das Verfahren möglichst lange hinaus, stellt sich kompliziert an, lässt Termine platzen, reicht unzählige Beweis-anträge ein und verlangt vorsorgliche Massnahmen. Solche Prozesse können sich problemlos über mehrere Jahre erstrecken. Dabei dreht sich das Ganze häufig nicht nur darum, der ehemals grossen Liebe, die sich als der mieseste Mensch auf Erden entpuppt hat, das Leben schwerzumachen und sich zu rächen. Sondern es geht auch um handfeste Interessen. Denn je länger das Scheidungsverfahren dauert, desto mehr liegen die Nerven beim Gegner blank und desto höher ist die Wahrscheinlichkeit, dass dieser bei den Nebenfolgen der Scheidung einlenkt und die Konditionen des Ex-Partners akzeptiert – wenn er im Gegenzug nur endlich die ehelichen Fesseln loswird. Über solch einen Fall wurde in diesen Spalten kürzlich berichtet («Im Hamsterrad», *Weltwoche* Nr. 25/18).

## Erbitterter Streit um die Tochter

Dieses vielfach erprobte Druckmittel könnte nun aber deutlich an Wirkungskraft verlieren. Denn das Bundesgericht hat kürzlich in seiner Rechtsprechung zum Scheidungsrecht eine neue Linie eingeschlagen (Urteil 5A\_623/2017). Und dabei den Grundsatz relativiert, nach dem das Scheidungsurteil nicht nur die Scheidung als solche, sondern auch die Nebenpunkte regeln muss; in erster Linie ist dabei an die Kinderbelange oder an die nahehelichen Unterhaltszahlungen zu denken. Konkret ging es um einen heute 71-jährigen Unternehmer, der 2009 eine zwanzig Jahre jüngere Frau geheiratet hatte. Die beiden wurden Eltern einer Tochter. Nach kurzer Zeit ging die Beziehung in die Brüche. 2012 zog der Mann aus dem gemeinsamen Haushalt aus und kehrte zu seiner früheren Ehefrau zurück. 2014 reichte er, nach dem gesetzlich vorgesehenen zweijährigen Getrenntleben, bei Gericht die Scheidungsklage ein. Mit der Scheidung an sich war auch die Noch-Ehefrau einverstanden. Hingegen stritt das Paar erbittert um die Nebenpunkte, namentlich was die Elternrechte und den Umgang mit der gemeinsamen Tochter angeht.

Ein baldiges Ende der Sache war nicht absehbar. Vielmehr musste der Mann davon ausgehen, dass sich das Ganze noch mehrere Jahre hinziehen würde, mindestens bis ins Jahr 2021. Das kreuzte sich mit seinen Plänen, seine frühere Ehefrau, mit der er wieder zusammen-



*Schluss mit Hinhaltetaktik.*

lebt, erneut zu heiraten. Vor der Zürcher Justiz argumentierte der Unternehmer damit, dass das lange Verfahren sein verfassungsmässiges Recht auf Ehe beziehungsweise auf Wieder-  
verheiratung verletze. Auch wollte er die Nachfolge in seiner Firma regeln, allerdings nicht, solange seine Noch-Frau wegen der auf dem Papier weiterhin geltenden Ehe erbberechtigt ist. Der Mann verlangte deshalb, dass die Scheidung als solche endlich auszusprechen sei und die heftig umstrittenen Punkte erst später geregelt würden. Damit lief er allerdings vor Gericht auf. Die Zürcher Richter stellten sich auf den Standpunkt, dass die Zivilprozessordnung ein solches Teilurteil

ausschliesse. Denn dort heisst es: «Das Gericht befindet im Entscheid über die Ehescheidung auch über deren Folgen.» Einzig die güterrechtlichen Fragen und der Ausgleich bei der Pensionskasse können laut Gesetz allenfalls separat behandelt werden.

Das Bundesgericht sieht die Sache nun allerdings etwas weniger eng, was ziemlich überraschend ist. Es gibt dem Mann recht: Sein Interesse, bald geschieden zu werden, überwiege, sagen die Lausanner Richter und führen dabei namentlich das Alter des Unternehmers, seinen Heiratswunsch, die pendente Nachfolgeregelung und die noch zu erwartende Verfahrensdauer an. Das höchste

Gericht lässt damit zum ersten Mal überhaupt ein Teilurteil zu. Handelt es sich hier um eine eigentliche Zeitenwende im Scheidungsrecht? Das könne man so sagen, meint der siegreiche Anwalt Robert Simmen, der den scheidungswilligen Mann vor Gericht vertritt. Zumindest sei es ein sehr weitreichendes Urteil, das wohl auch bei anderen Scheidungskonstellationen zur Anwendung kommen dürfte und sich positiv auswirken werde. «Künftig wird es nicht mehr möglich sein, dass ein Ehegatte den andern durch Hinhalten taktisch derart stark unter Druck setzt. Wenn sich das Verfahren zu lange hinzieht, wird eine Teilscheidung künftig möglich sein», davon ist Simmen überzeugt.

Die Neuerung werde sich laut Simmen vor allem für Frauen von begüterten Ehemännern negativ auswirken, die während des Scheidungsverfahrens Anspruch auf Trennungunterhalt haben; dieser bemisst sich nach dem Standard, der während der Ehe gelebt wurde. Je länger eine Frau also die Scheidung hinauszögert, desto länger erhält sie die üppigen

### Je länger eine Frau die Scheidung hinauszögert, desto länger erhält sie die üppigen Zahlungen.

Zahlungen. Das ist für die Frau namentlich dann interessant, wenn die Ehe nur kurz gedauert hat oder keine kleinen Kinder zu betreuen sind, es sich also nicht um eine lebensprägende Ehe gehandelt hat. Denn dann muss sie damit rechnen, dass die nachehelichen Unterhaltszahlungen, die sie von ihrem Ex-Mann bekommt, deutlich tiefer ausfallen werden.

#### «Ohne Geld geht die Sache fix ab»

Auch die Scheidungsanwältin Stanislava Wittibschlager aus Zürich wertet die neue Lausanner Rechtsprechung als grundsätzlich positiv. Andere Länder wie Deutschland liessen Teilurteile schon lange zu. Allerdings glaubt Wittibschlager nicht, dass die Gerichte nun massenhaft Teilurteile aussprechen werden. «Wichtig ist, wie lange ein Scheidungsverfahren dauert und noch dauern wird: Sind die Ehegatten noch jünger, werden die Richter wohl eher zurückhaltend sein und weiterhin alle Nebenfolgen im Urteil regeln wollen. Wenn sich der Scheidungsprozess voraussichtlich in zwei, drei Jahren abwickeln lässt, ist das vertretbar.» Die Verfahrensdauer hängt laut Wittibschlager massgeblich vom vorhandenen Vermögen ab: «Ist viel Geld da, besitzen die Ehegatten etwa Immobilien, weiss man schon früh, dass sich die Sache jahrelang hinziehen wird.» In solchen Fällen dürfte die neue Möglichkeit des Teilurteils eine wichtige Rolle spielen. «Wenn hingegen kein Geld da ist, geht die Sache fix ab.» ○

## Politik

# Damenwahl mit Schönheitsfehlern

## Bundesrat Schneider-Ammann versteckt seine neue Staatssekretärin für Bildung, Forschung und Innovation vor der Öffentlichkeit. Warum nur?

Vor der Sommerpause hat der Bundesrat eine gewichtige Stelle neu besetzt. Der bisherige Staatssekretär für Bildung, der Tessiner Mauro Dell'Ambrogio, geht in Pension. Designierte Nachfolgerin ist Martina Hirayama, die seit 2011 die School of Engineering an der Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften leitet. Sie ist auch Präsidentin des Institutsrats des Eidgenössischen Instituts für Metrologie (Metras), Vizepräsidentin des Verwaltungsrates der Förderagentur Innosuisse und Stiftungsrätin beim Schweizerischen Nationalfonds.

Viel mehr weiss man über Hirayama nicht, die ab dem 1. Januar 2019 die Schweizer Bildungs- und Forschungslandschaft in die Zukunft führen soll. Denn der Wirtschafts- und Bildungsminister Johann Schneider-Ammann (FDP) hielt es nicht für nötig, seine neue Staatssekretärin der Öffentlichkeit vorzustellen. Dies ist für derartige Spitzenpositionen des Bundes ein unübliches Vorgehen. Es ist aber niemandem aufgefallen, wohl auch deshalb, weil der Krach um den Rahmenvertrag und die flankierenden Massnahmen alles andere überblendet.

### Verdächtiges Vorgehen

Statt einer persönlichen Präsentation, wie das jeder Bundesrat bei der Wahl eines neuen hohen Magistraten handhabt, liess Schneider-Ammann eine simple Pressemitteilung verschicken, in der sein Amt die Meriten der neuen Staatssekretärin aufzählt. Für eine Präsentation habe es vor der Sommerpause zeitlich nicht mehr gereicht, reden sich die Verlautbarungsorgane von Schneider-Ammann heraus. Man werde dies bei einer Pressekonferenz im August nachholen. Frau Hirayama sei jetzt ohnehin in den Ferien. Nicht einmal einen etwas detaillierteren Lebenslauf kann das Amt präsentieren.

Wenn in Bern eine Behörde bei einer simplen Personalie derart defensiv vorgeht, dann geschieht das selten ohne Grund. Es wäre nicht das erste Mal, dass der Wirtschaftsminister bei der Besetzung dieses Spitzenamts kein besonders glückliches Händchen bewies. Vor sechs Jahren scheiterte Schneider-Ammann mit seinem Wunschkandidaten und langjährigen Freund Roman Boutellier. Dieser war nicht bloss ETH-Vizepräsident, sondern Verwaltungsratspräsident der Ammann-Gruppe. Als das herauskam, musste Schneider-Ammann seinen Kandidaten zurückziehen.



Kann sie Französisch? Staatssekretärin Hirayama.

Stattdessen wurde der frühere FDP-Politiker und Polizeikommandant Mauro Dell'Ambrogio gewählt.

### Seit 2009 hat sie den Schweizer Pass

Der Tessiner sei bis heute eine eher blasse Figur mit wenig Gestaltungskraft gewesen, wie Bildungspolitiker bilanzieren. Dell'Ambrogio konnte sich aber immerhin in der Bundespolitik aus. Das kann man von Nachfolgerin Hirayama nicht gerade behaupten. Aus anderen Departementen bekommt man zu hören, Hirayama spreche kein Französisch. Ob das stimmt, weiss man nicht, da Schneider-Ammanns Departement nicht einmal in diesem Punkt für Klarheit sorgen kann. Allein vom Job her sollte das kein Problem sein, da die Welt der Wissenschaft auf Englisch korrespondiert. Aber politisch wäre es eine Todsünde, wenn die neue Staatssekretärin kein Französisch spräche – immerhin hat die dem Bund gehörende ETH mit der EPFL ein Pendant in Lausanne.

Fest steht, dass Martina Hirayama in Deutschland geboren wurde, in Freiburg, Zürich und London Chemie studierte. Den Grossteil ihrer Karriere absolvierte sie in der Schweiz. 2002 liess sie sich mit Ehemann Albert und ihren beiden Kindern in der thurgauischen Gemeinde Hüttwilen nieder. 2009 wurde die Familie eingebürgert. Ehemann Albert kandidierte 2012 bei den Kantonsratswahlen chancenlos auf einer Liste der CVP, während Gattin Martina Hirayama in der Welt der Universitäten die Karriereleiter hochstieg. Jetzt ist sie, fast unbemerkt, ganz oben angekommen. *Hubert Mooser*



«Opfer eines Rachefeldzugs der SVP»: Buchprüfer Senn.



Der Schaden war angerichtet: Bankier Holenweger.



Persilschein: Ex-Nationalbank-Chef Hildebrand.

# Der Fall des Revisors der Nation

Daniel Senn von der KPMG zerstörte Oskar Holenwegers Privatbank und entlastete den Devisenspekulanten Philipp Hildebrand. Erstmals in der *Weltwoche* erhobene Insidervorwürfe bringen ihn am 25. Juli vor das Bundesstrafgericht. Von Christoph Mörgeli

2007 erklärte KPMG-Geschäftsleitungsmitglied Daniel Senn der *Handelszeitung*: «Geld ist Mittel zum Zweck und sollte nicht überbewertet werden.» Traurig stimmten ihn «Unehrllichkeit und Unaufrichtigkeit». Nun stehen Senns Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit ausgerechnet wegen des Geldes vor dem Bundesstrafgericht in Bellinzona auf dem Prüfstand. Wie die *Schweiz am Sonntag* berichtete, wirft die Bundesanwaltschaft dem Buchprüfer vor, er habe Insiderinformationen für Börsengeschäfte ausgenutzt. Für ihn gilt die Unschuldsvermutung.

## Vermeintliche Geldwäscherei

Dabei stand Daniel Senn bis 2013 immer am richtigen Ort. Als Revisor des linksaktivistischen Theaters Neumarkt in Zürich erfreute er sich des Wohlwollens des rot-grünen Milieus. Er verteidigte die Weissgeldstrategie und behauptete, diese verhindere den automatischen Informationsaustausch mit dem Ausland. In einem Buch prangerte er die hohen Löhne der Bankenbosse an. Senn lobte in

einem Zeitungsartikel («Den Finanzplatz auf eine neue Basis stellen») den vom Parlament versenkten Staatsvertrag mit den USA als «wirksame Lösung» – sehr zur Freude von Finanzministerin Eveline Widmer-Schlumpf. Schon 2003/04 hatte er von der Bankenkommission (heute Finma) den Auftrag erhalten, Oskar Holenwegers Tempus-Bank zu liquidieren.

Zuvor hatte die Bundesanwaltschaft mit Wissen und Billigung der Finma den kolumbianischen Schwermittler Ramos und den verdeckten Ermittler Diemer auf den renommierten Privatbankier angesetzt. Daniel Senn fuhr im Auftrag der Finma wie ein Bulldozer in Holenwegers Bank ein. Er behauptete, er habe Beweise, dass Holenweger für Pablo Escobar Geld gewaschen habe. Senn verschwieg dem eingeschüchterten Verwaltungsrat, dass es sich bei den Transaktionen des Deutschen Markus Diemer um solche eines von der Bundesanwaltschaft eingesetzten verdeckten Ermittlers handelte; vielmehr gab er vor, es gehe um echte Geldwäscherei.

Der seltsame Revisor legte bei der Tempus-Bank grössten Wert darauf, die von ihm forcierten Verkaufsverhandlungen selber einzufädeln und über vertraute Personen zu kontrollieren. Das konkrete Interesse eines Bankhauses wusste er mit imageschädigenden Hinweisen zu hintertreiben. Schliesslich präsentierte Daniel Senn der Tempus-Bank namens der KPMG eine Rechnung von gegen einer Million Franken. Er bewies viel Familiensinn, indem er seine in Ausbildung befindliche Tochter bei diesem Mandat mitbeschäftigte. 2012 wurde Oskar Holenweger vom Bundesstrafgericht in allen Punkten freigesprochen. Doch der Schaden war angerichtet, Holenwegers Bank und Lebenswerk zerstört.

## Schwere Verstösse

2010 stellte Senn der Spitze der Valiant-Bank einen Persilschein aus: Diese habe bei ihrer Kurspflege keine straf- oder marktverhaltensrechtliche Normen geritzt. Die Finma indes ortete schwere Verstösse gegen die Ge-

währs- und Organisationspflichten. Anfang 2012 schien der KPMG-Chefrevisor dem Bankrat der Nationalbank der geeignete Mann, um die privaten Transaktionen von Nationalbank-Präsident Philipp Hildebrand und generell die Eigengeschäfte der Nationalbank-Spitze zu untersuchen. Seine Devisen- und Aktienspekulationen bei der Bank Sarasin zwangen Hildebrand zum Rücktritt. Dennoch verkündete Senn, es hätten keine Interessenkonflikte bestanden. Seltsamerweise klammerte er die Geschäftskonten von Hildebrands damaliger Gattin Kashya aus.

Erst unter dem Druck der Parlamentsdebatte vom März 2012 erklärte sich der Bankrat doch noch bereit, Kashya Hildebrands Konten zu prüfen, allerdings nur ab 2009 und bei Beträgen über 100 000 Franken. Angeblich, weil sich Hildebrand-Anwalt Peter Nobel querstellte, verzichtete Daniel Senn auf eine Befragung von Hildebrands Kundenberater

## Hat hier ein Insider einen anderen Insider freigesprochen?

bei der Bank Sarasin. Als Senns Unabhängigkeit öffentlich in Frage gestellt wurde, weil er sich selber als «currently Lead Audit Partner» (gegenwärtig leitender Prüfungspartner) von Sarasin aufgespielt hatte, strich er das Wort «Audit» unverzüglich auf seiner Homepage.

Dank der Anklageschrift der Bundesanwaltschaft wissen wir mittlerweile, weshalb sich Daniel Senn so stolz mit dieser Titelei geschmückt hat. Er gehörte als Revisor der Bank Julius Bär zum eingeweihten Kreis, der bei den Verhandlungen über eine damals denkbare Übernahme der Bank Sarasin durch die Bär-Gruppe die einschlägigen Protokolle erhielt und auch an einer Sitzung mit der Finma anwesend war. Gemäss Anklageschrift kaufte er am Tag darauf in zwei Tranchen Sarasin-Aktien im Wert von 100 000 Franken. Als Senn und die KPMG offiziell involviert wurden, habe er diese Aktien eiligst auf das Konto seiner Kinder umgebucht. Weil sich die Gerüchte um die Übernahme verdichteten und der Kurs stieg, habe Senn einen Buchgewinn von 30 000 Franken verwirklicht. Laut Anklage hat Senn seine Insiderinformationen vorsätzlich ausgenutzt, um sich oder seinen Kindern einen Vermögensvorteil zu beschaffen. Am 25. Juli beschäftigt sich das Bundesstrafgericht mit dem Offizialdelikt.

Daniel Senn hat als KPMG-Revisor Nationalbank-Präsident Hildebrand und dessen Ehefrau entlastet – nun steht er selber wegen des Verdachts von Insidervergehen bei derselben Bank Sarasin vor Gericht. Hat hier ein Insider einen anderen Insider freigesprochen? Diese Fragestellung machte der Schreibende – informiert durch eine zuverlässige Quelle –

am 22. März 2012 in der *Weltwoche* zum Thema. Ich bezeichnete Senns Revision der Geschäfte der Nationalbank-Spitze als «Schmierkomödie» und sprach erstmals aus, «dass Daniel Senn selber ein höchst aktives Börsenkonto bei der Bank Sarasin unterhält». Am Tag darauf unterbreitete ich der Revisions- wie der Finanzmarktaufsicht je sechs gleichlautende Fragen. Insbesondere wollte ich von beiden Institutionen wissen, ob sie bereit seien, «sofort Senns sämtliche Geschäftsbeziehungen zu Sarasin zu untersuchen und die Resultate bekanntzugeben». Schliesslich ersuchte ich auch um eine Antwort, ob Senn sogar denselben Kundenberater gehabt habe wie Philipp Hildebrand.

## Trennung erfolgte Knall auf Fall

Neben dem Bundesrat, der sich trotz meiner zahlreichen Anfragen im Parlament hinter einer Wagenburg des Schweigens verschanzte, spielte die Finma die fragwürdigste Rolle. Weder zeigte sie Senn an, noch erwähnte sie in ihren Jahresberichten, dass gegen diesen ein Strafverfahren lief. Die Revisionsaufsichtsbehörde verlangte 2013 von Daniel Senn immerhin ausführliche Unterlagen. Da er deren Auslieferung verweigerte, entzog ihm die Behörde 2014 die Zulassung als Revisionsexperte und zeigte ihn bei der Bundesanwaltschaft an. Die Vorwürfe gingen ursprünglich weit über den Sarasin-Insiderhandel hinaus. Die KPMG hatte sich schon Ende Januar 2013 Knall auf Fall von Senn getrennt. Als sich die Schlinge mehr und mehr zusammenzog, erklärte sich der gefallene Buchprüfer zum «Opfer eines Rachezugs der SVP». Was seine Deals mit Optionen von Roche betreffe – auch diese Firma wird von der KPMG revidiert –, so behauptete Senn, wisse er bis heute nicht, wer den Auftrag dazu gegeben habe: «Ich war der Meinung, ich sei es nicht gewesen.» Man stelle sich vor: Der Revisor der Nation hat keine Ahnung, wer in seinem Namen auf seinem Konto Aufträge erteilt.

Es ist schwer verständlich, dass weder die Bank Sarasin noch die KPMG oder die Finma nicht schon längst eine Strafanzeige gegen Daniel Senn eingereicht haben. Doch mutmasslich steht die offizielle Schweiz am 25. Juli nach dem Urteil des Bundesstrafgerichts in Bellinzona ohnehin vor einem hochnotpeinlichen Scherbenhaufen. Sofern Senn rechtskräftig verurteilt würde, hätte der Bund über Jahre in heikelsten Fällen einem Chefprüfer vertraut, der selber Gesetze verletzt. Senns Wirken in den Fällen Holenweger, Valiant und Hildebrand wäre vollkommen diskreditiert. Doch unsere unantastbaren Institutionen werden womöglich auch über diesen neusten Skandal mit eisernem Schweigen hinweggehen.

Kleinstaat und Rechtsstaat – das scheint sich in der Schweiz irgendwie gegenseitig auszuschliessen. ○

## Nahost

# Ewiges Provisorium

## Handy-Kameras könnten in Hebron eine von der Schweiz finanzierte Truppe ersetzen.

Hebron, eine der grossen palästinensischen Städte im Westjordanland, ist ein unruhiges Pflaster. Für Schlagzeilen sorgte die Stadt 1994. Damals massakrierte ein Siedler 29 betende Muslime und verletzte 125. Die internationale Gemeinschaft reagierte zu Recht empört. Um tragische Vorfälle künftig zu verhindern, stationierten mehrere europäische Länder in Hebron eine Beobachtertruppe, die sie gemeinsam alimentieren. Auch Schweizer Aufpasser sind dabei, was den Steuerzahler laut Angaben des EDA 1,3 Millionen Franken im Jahr kostet. Zusammen mit Kollegen aus Ländern wie Norwegen, der Türkei oder Italien sollen vier Schweizer mit



Beobachter in Hebron.

ihrer Präsenz dafür sorgen, dass sich Juden und Araber nicht gegenseitig provozieren, attackieren oder gar umbringen. In der vergangenen Woche galt es allerdings nicht, Palästinenser zu schützen, sondern den Spross einer Siedlerfamilie. Ein Schweizer Beobachter war bei einem privaten Rundgang durch die schwierige Stadt von einem knapp zehnjährigen Jungen provoziert worden. Nachdem dieser den Schweizer mit rohen Eiern, Kieselsteinen und Wasser beworfen hatte, rastete der Beobachter aus und verabreichte dem minderjährigen Siedler eine Ohrfeige. Was diplomatische Konsequenzen hatte. Der Schweizer Gesandte in Tel Aviv entschuldigte sich bei den Siedlern von Hebron für die Ohrfeige, und der fehlbare Beobachter musste am Freitag Israel verlassen. Doch im Grunde genommen geht es nicht um die Ohrfeige. Wichtiger ist die Frage, was diese Truppe in Hebron zu suchen hat. Seit sie Ende des letzten Jahrhunderts gegründet wurde, hat sich die Welt verändert. Heute sind unzählige Palästinenser mit Kameras ausgerüstet. Nehmen sie einen Vorfall wahr, stellen sie den Clip mir nichts, dir nichts ins Netz – und zack, sorgt er weltweit für Reaktionen. Dass das zum Schutz der Palästinenser, den man angestrebt hat, effizienter ist als die Protokolle der Beobachter, weiss man seit Jahren. Es wäre deshalb an der Zeit, über das Ende der Beobachter in Hebron nachzudenken. Zumal die Truppe von ihren Erfindern 1995 als Provisorium gedacht war, heisst sie doch: The Temporary International Presence in Hebron (TIPH). *Pierre Heumann*

# Wellness und Knochenarbeit

Ausbildungschef Daniel Baumgartner reformiert die Rekrutenschule. Bis jetzt erfolgreich, wie ein Besuch auf dem Kasernenhof in Bülach bestätigt. Von Joël Widmer und Roshan Adhietty (Bild)

Es ist nur knapp über zehn Grad an diesem Donnerstagmorgen im Juni. Korpskommandant Daniel Baumgartner steht auf dem Kasernenhof in Bülach. Die Ärmel seines Kampfanzugs hat er hochgekrempt – wie eigentlich immer. Anpacken. Das ist seine Devise. Versammelt hat er alle Schulkommandanten und will diese auf die bevorstehende Rekrutenschule (RS) einschwören.

Der Mann ist derzeit wichtiger als sein Vorgesetzter Philippe Rebord, der Chef der Armee. Daniel Baumgartner ist Ausbildungschef, der oberste Soldaten-Papa. Eine Funktion, die es in dieser Art seit der Armeerevision gibt. Er ist jener Mann, der dafür sorgen muss, dass die Schweizer Streitkräfte genügend Leute haben. Und vor allem, dass die Soldaten in der Armee bleiben und ihren vollen Dienst leisten. Dass Rekruten und Soldaten nicht davonlaufen, sei es über eine erzwungene medizinische Ausmusterung oder zum Zivildienst.

Das Renommee der Armee ist bei den Jungen zwar so hoch wie schon lange nicht mehr. Von den 18- bis 29-Jährigen erachten 79 Prozent die Armee derzeit als notwendig. Doch ebenso hoch sind die Ansprüche der Jugendlichen an den persönlichen Nutzen der Dienstleistung.

## Vom Müller zum General

Früher war das anders. 1981 – als Baumgartner selber in die RS einrückte – musste die Armee nicht attraktiv sein: «In den achtziger Jahren waren wir relativ sorglos.» Man habe nicht diskutiert, sondern sei einfach in die RS gegangen, fertig. «Als Junger hatte man keine Alternativen.» Baumgartner machte eine Lehre als Müller und arbeitete dann erst mal auf seinem Beruf, ging in die Romandie und wurde Leiter eines Müllereibetriebs. 1988 hatte er genug von der Mühle, trat in das Instruktionkorps der Armee ein und stieg die Karriereleiter hoch.

Es sei legitim, dass die heutigen Jungen Ansprüche an die Armee hätten, sagt Baumgartner. «Wir haben an dieser Sinnvermittlung zu arbeiten.» Das sei nicht immer ganz einfach. «Wenn wir einen Soldaten an das World Economic Forum aufbieten, fragen wir nicht zuerst, ob er will. Und wir fragen dann auch nicht, ob er bereit ist, allenfalls einem Attentat zum Opfer zu fallen.» Die Armee erwarte einfach, dass er seine Pflicht erfülle. «Aber das ist nicht sexy.» Auf der Wache stehen sei ein langweiliger Job. Es sei aber ein

Unterscheid, ob ein Soldat vor dem Eingang stehe oder eben nicht.

Der Ernstfall ist also hart und mühsam, wie eh und je. Doch den Einstieg ins Soldatenleben hat Baumgartner den Jungen mit Jokertagen und dem Programm «Progress» vereinfacht. Damit Rekruten nicht vom ersten Tag von Blasen geplagt werden, kommen etwa auch mal Turnschuhe zum Einsatz.

Zehntausend Rekruten wurden nach dem von den Konservativen als «Wellness-RS» verschrienen System ausgebildet. Baumgartner ist zufrieden. Die medizinischen Entlassungen konnten zum vierten Mal in Serie reduziert werden. Früher waren es 17 Prozent. Heu-

## Das Renommee der Armee bei den Jungen ist so hoch wie schon lange nicht mehr.

te sei man nahe am Ziel von 10 Prozent. Auch die Abgänge in Richtung Zivildienst taxiert Baumgartner derzeit als stabil.

Wenn man mit Rekruten spreche, komme zum Beispiel die eine Stunde persönliche Zeit pro Tag gut an. Viele nutzen diese, um zu schlafen, andere bereiten ihre Packung für den nächsten Tag vor oder putzen ihr Zeug. «Es greift aber lange nicht jeder sofort zu seinem Handy.»

Er wehre sich dagegen, wenn man sage, die heutigen Generation seien Weicheier, sagt Baumgartner, der selber sechs Kinder hat. «Ich erlebe die heutigen Jungen als leistungsfähig.» Vielleicht nicht immer in dem Bereich, den die Armee fordere. Da sei es an den Militärs, das Maximum herauszuholen. «Wir brauchen die Soldaten nicht nach achtzehn Stunden und auch nicht nach achtzehn Tagen, sondern nach achtzehn Wochen.» Und zum Thema Wellness könne er nur sagen: «Ich bin sofort bereit, in jedem Kommando einen Wellnesspark einzurichten, wenn dies der Erholung und dem Erfolg der Soldaten und Rekruten dient.»

Politiker wie etwa FDP-Ständerat Josef Dittli, selbst jahrelang Berufsmilitär, fordern zudem, dass bei der Aushebung angesetzt wird. Die Ausfallquote in den Städten solle gesenkt werden. Doch dafür hat Baumgartner wenig Gehör. Das seien medizinische Entscheide. «Diese hinterfrage ich nicht, da mir schlicht die nötige medizinische Kompetenz fehlt.»

Er will früher ansetzen. Heute würden die Kinder ihre Väter ja nicht mehr in Uniform se-

hen. «Wir müssen daher in die Schulen und die Armee bei den 14- bis 18-Jährigen zum Thema machen.» Wie sich die Jungen entscheiden, sei egal. «Aber sie sollen über die aktuelle Armee im Bild sein, sollen die Optionen kennen.» Einen Flyer hat Baumgartner bereits anfertigen lassen. Nun müsse man mit den Bildungsinstitutionen in Kontakt kommen.



Alte Schule, weicher Kern: Korpskommandant

«Man dachte wohl lange, die Lehrer seien gegen die Armee.» Das sei aber nicht so. Lehrer wollten einen interessanten Unterricht bieten. «Wenn sie von uns aber nichts erhalten, liegt das Problem bei uns.» Da sei nun Knochenarbeit gefragt.

Sein Büro hat Baumgartner im kargen, aber funktionalen Bürokomplex an der Berner Papiermühlestrasse, eingezäunt und streng bewacht auf dem Gelände des Nachrichtendienstes. Im Käfig ist der 56-Jährige aber nicht gern. Er gilt als Macher. Ein Troupier, wie es Ständerat Dittli formuliert. «Gegen aussen alte Schule, innen aber ein weicher Kern.» Ein loyaler, senkrechter Offizier, der «Hier, verstanden!» fordere, es aber nicht ausnütze.

Politisch ist Baumgartner schwer zu fassen. Sein Vorschlag, die Armee in die Schule zu tragen, wird die Linken verärgern, und mit den Konservativen ist er schon länger im Clinch. Seine modernen Ideen, um den Rekruten den Einstieg in das Soldatenleben zu erleichtern, bringen sie schnell auf die Palme. Dennoch gibt es auch SVP-Sicherheitspolitiker, die des Lobes voll sind. Laut Nationalrat Thomas Hurter hat Baumgartner die Zügel im Griff. «Der kümmert sich und packt an.» Er könne hinstehen und führen.

Auch bei den Offizieren ist der ehemalige Erst-Liga-Handballer angesehen. «Er ist gradlinig, offen, geradeheraus, bodenständig, und – besonders wichtig – er hat Feuer», sagt Stefan Holenstein, Präsident der Schweizerischen

Offiziersgesellschaft. Baumgartner sei einer jener Top-Kader mit dem grössten Renommee bei der Miliz. «Sein Verdienst ist: Er hat das neue Ausbildungs- und Dienstleistungsmodell bei der Armee eingeführt, er will sie attraktiver machen.»

### Sanfte Rüge von Parmelin

Mit dem Departementschef Guy Parmelin (SVP) hat Baumgartner dank seinem guten Französisch zumindest sprachlich keine Probleme. Doch sonst dürfte die Stimmung zwischen den beiden momentan frostig sein. Grund dafür ist die unselige Geschichte um den vorübergehend suspendierten und nun wieder rehabilitierten Oberfeldarzt Andreas Stettbacher. Da Baumgartner zur fraglichen Zeit bei der Logistikbasis Stettbachers Chef war, hat Parmelin auch das Verhalten Baumgartners aufwendig untersuchen lassen. Dabei sind laut Medienmitteilung aber «keine disziplinierungswürdigen Sachverhalte» aufgetaucht.

Dennoch wurde Baumgartner in dieser Medienmitteilung zwischen den Zeilen von Parmelin gerügt. Zuerst sprach der VBS-Chef dem Ausbildungschef zwar sein Vertrauen aus. Er habe ihn aber «gleichzeitig darauf hingewiesen, dass die Rechts- und Entscheidungsgrundlagen im Personal- und Finanzbereich Gültigkeit haben und einzuhalten sind», schrieb das VBS. Baumgartner äussert sich zu dieser Angelegenheit nicht. Hinter dieser impliziten Rüge stehen laut Quellen Abendessen und Geschenke für frisch pensionierte Mitarbeitende.

Auf die Frage, ob er heute etwas anders machen würde, seufzt er und holt etwas aus: «Der Auftrag war damals, ein marodes Unternehmen wieder flottzumachen.» Das habe man in fünf Jahren geschafft. «Rückblickend war nicht jede Massnahme die intelligenteste.» Das habe sein Vorgesetzter mit ihm besprochen. «Heute wäre ich bei der Abrechnung von Geschenken an sehr verdiente Mitarbeitende umsichtiger», resümiert der Drei-Sterne-General.

Eines möchte er aber klarstellen. Eine Kreditkarte mit einer Limite von 100 000 Franken, wie sie in der Presse erwähnt wurde, habe er in seiner ganzen Laufbahn nie gehabt. «Als Chef der Logistikbasis hatte ich gar keine Kreditkarte, und seit 2016 habe ich eine mit einer Limite von 20 000 Franken.» In den letzten zwei Jahren habe er darüber aber höchstes 2000 Franken abgerechnet. Und ein Mittagessen mit einem andern VBS-Kader rechne er vielleicht einmal im halben Jahr damit ab. «Mein letztes Essen für zwei Personen hat den Bund 52 Franken gekostet.» Mehr möchte Baumgartner zu den Spesenberichten nicht sagen.

Lieber weibelt er für mehr Soldatinnen. «Es ist ein Mehrwert, wenn mehr Frauen in die Armee kommen.» Es gebe die absolute Gleichberechtigung in der Armee. «Je besser die Durchmischung ist, desto besser ist die Teamleistung, davon bin ich überzeugt.» ○



Daniel Baumgartner.



Der dritte Weg: Kanzler-Phänomen Kurz, 31.

# Zwischen Anpacken und Weiterschlafen

**Kaum ein Politiker Europas genießt in diesem Sommer so viel Aufmerksamkeit wie der österreichische Bundeskanzler Sebastian Kurz. Mit seinem neuen Stil hält er die PR-Maschinerie der Koalitionsregierung straff in der Hand. Wo will der junge Politstar hin? Von Michael Fleischhacker**

Die einen himmeln ihn an, die anderen verfolgen ihn regelrecht mit Hass. Den einen gilt er als Heilsbringer, den anderen als potenzieller Zerstörer Europas. Die einen feiern ihn als Erben Angela Merkels, die anderen verdammen ihn als Soft-Version von Viktor Orbán. Kalt lässt Sebastian Kurz kaum jemanden.

## 1 — Was ist sein Geheimnis?

Zunächst liegt es an den Umständen. Die Europäische Union hat ein Krisenjahrzehnt hinter sich, das mit den Auswirkungen der internationalen Finanz- und Wirtschaftskrise auf die Währungsunion begann und mit der Flüchtlingskrise des Jahres 2015 eine neue Qualität erreichte. Die Hoffnung, dass die Wahl Donald Trumps zum 45. Präsidenten der USA und der damit verbundene Wegfall der transatlantischen Selbstverständlichkeit die Europäer näher zusammenrücken liessen, um sich auf der Weltbühne behaupten zu können, hat sich nicht erfüllt. Die Europäer sind orientierungslos, Angela Merkel wollen sie nicht mehr folgen, die autokratischen Experimente der Polen und Ungarn sind ihnen suspekt, «mehr Europa» wollen nur die Eliten, was «weniger Europa» sein könnte, weiss keiner so recht.

Es sind dies Umstände, in denen das Vertrauen in zwei der drei von dem Soziologen Max Weber vor gut hundert Jahren beschriebenen Typen politischer Herrschaft schwindet. Der eine, traditionelle, gründet auf der Überzeugungskraft der Überlieferung, der andere, rationale, auf dem Vertrauen in die Wirksamkeit der Gesetze. Verlieren diese beiden an Kraft, begünstigt dies das Auftreten eines Politikertypen, den Weber «charismatisch» nennt. Seine Autorität gründet, so Weber, in der «ausseralltäglichen Hingabe an die Heiligkeit, Heldenkraft oder Vorbildlichkeit einer Person».

Bürger, die den Eindruck haben, dass die legalen Grundlagen (namentlich das Schengener Regelwerk, das den ungehinderten Personenverkehr im Vertragsgebiet durch eine effektive Kontrolle der Aussengrenzen garantiert) erodieren und die tradierten Mechanismen der politischen Entscheidungsfindung (die immer schon schwierige Balance zwischen Parlament, Rat und Kommission) nicht mehr wirklich funktionieren, wenden sich Personen zu, denen sie Neues zutrauen – wie vage dieses Neue auch immer sein mag.

Ungelöste Dauerkrisen stellen, so hat es der deutsche Philosoph Peter Sloterdijk gedeutet, ein Zornkapital dar, dessen effiziente Bewirt-

schaffung man mit dem unscharfen Begriff des «Populismus» versehen hat. Im Norden agieren Lega Nord, FPÖ und AfD nach diesem Geschäftsmodell, im Süden Syriza, Podemos und Cinque Stelle, irgendwo dazwischen der Front national. Es lag aus nachvollziehbaren Gründen immer im Interesse der Eliten, ein Überschwappen des politischen Zornkapital-

## Mit der Flüchtlingskrise schlug auch die Stunde des Sebastian Kurz.

lismus auf die europäische Politbörse zu verhindern. Noch in der Euro-Schuldenkrise ist das auch gelungen, der Angriff des griechischen Finanzminister-Popstars Yanis Varoufakis auf das Ancien Régime Europas wurde erfolgreich abgewehrt.

Mit der Flüchtlingskrise hat sich das Blatt gewendet. Ein drohender Kontrollverlust in ökonomischen Fragen lässt sich leichter weg-administrieren als ein offensichtlicher Kontrollverlust im Thema Migration.

Mit der Flüchtlingskrise schlug auch die Stunde des Sebastian Kurz. Der junge österreichische Aussenminister hat mit seiner frühen Kont-





ra-Position zu Angela Merkels «Wir schaffen das»-Mantra den entscheidenden Hebel zur Erreichung seines seit langem verfolgten Zieles gefunden: zuerst seine Partei, die ÖVP, und dann das Amt des Bundeskanzlers zu übernehmen.

Im August wird er 32 Jahre alt. Aufgewachsen – und nach wie vor wohnhaft – ist er in Meidling, einem Wiener Gemeindebezirk, der traditionell von Arbeitern bewohnt wird, die früher mehr oder weniger geschlossen SPÖ-Wähler waren und später teilweise zur FPÖ weitergewandert sind. Kurz, der nach der mit Auszeichnung bestandenen Reifeprüfung ein Jura-Studium begann, aber nicht abschloss, machte in der Jungen ÖVP Karriere, deren Bundesvorsitzender er 2009 wurde. 2010 errang er bei den Wiener Gemeinde- und Landtagswahlen sein erstes politisches Mandat. 2011 wurde er Integrationsstaatssekretär. 2013 Aussenminister. Kurz gilt als Vorbild an Selbstkontrolle, er verfolgt seine Ziele mit einer Konsequenz und Professionalität, die auch seinen schärfsten Kritikern ein gewisses Mass an Anerkennung abringen. Aus der «schwarzen» Volkspartei wurde die «Liste Sebastian Kurz – die neue Volkspartei», eine «türkise» (eine Mischung aus Schwarz für die ÖVP und Blau für die Freiheitlichen), deren Wahlkampfbotschaft lautete: «Zeit für Neues».

## 2 — Es hat funktioniert. Und jetzt?

Jetzt muss der junge Kanzler liefern. Auf nationaler Ebene geht das vergleichsweise einfach. Kurz und seine Kampagne setzten vor allem auf einen «neuen Stil», der den Dauerkank der Vernunft- oder Zwangsehe zwischen Christ- und Sozialdemokraten in der sogenannten «grossen Koalition» durch ein be-

tont einvernehmliches Auftreten mit dem neuen Koalitionspartner FPÖ ersetzt. Das beinhaltet das konsequente Schweigen des Kanzlers zu aggressiven Auftritten von Repräsentanten des Koalitionspartners. Zuletzt konnte man das beobachten, als der FPÖ-Generalsekretär und EU-Abgeordnete Harald Vilimsky den torkelnden EU-Kommissionspräsidenten Jean-Claude Juncker zum Rücktritt aufforderte. Fast verzweifelt forderten die Kommentatoren, die auf eine alte Verletzung als Grund für Junckers Stand- und Gehschwierigkeiten beim Nato-Gipfel hinwiesen, den Bundeskanzler zum Einschreiten gegen den Koalitionspartner auf. Doch der schwieg.

Kurz, auch das ist Teil seiner «charismatischen» Strategie, bleibt eisern auf seinem Kurs der einvernehmlichen «message control». Die PR-Maschinerie der Regierung läuft streng zentralisiert über die Büros von Kanzler und Vizekanzler, einzelne Minister dürfen von sich aus keine Interviews geben. Auch wohlmeinende Beobachter prangern inzwischen den PR-Overkill an: «Irritierend ist diese penetrante Marketing-Schminke», schrieb der Chefredaktor der zweitgrössten Zeitung im Land, «die diese Koalition über alles und jedes kleistert.»

## 3 — Was ist sein Programm?

Botschaft schlägt Inhalt, lautet der Vorwurf. Und man möchte natürlich nach dem Kommunikations-Furioso des Wahlkampfes und der gross inszenierten Übernahme der EU-Ratspräsidentschaft wissen: Wo will der junge Herr hin? Sowohl das Regierungsprogramm als auch die öffentlichen Ansagen des Kanzlers

zeigen den Versuch, eine vage Form des Konservatismus mit einer ebenso vagen Form des Liberalismus zu verbinden, und zwar mit dem Bindemittel einer eher vagen Spätform des politischen Katholizismus, die sich einerseits in der Nähe zum Wiener Kardinal manifestiert und andererseits durch die Betonung der christlichen Wurzeln des Abendlandes, die man wahren wolle, nicht zuletzt angesichts des Zustroms von Migranten aus dem islamischen Kulturkreis. Dieses Bild zeichnen auch die bisherigen Massnahmen der Regierung: steuerliche Entlastung von Mehrkindfamilien, Arbeitszeitflexibilisierung, Kopftuchverbot für Schülerinnen und die Schliessung von Moscheen, die im Verdacht stehen, den politischen Islam zu propagieren.

Reicht das, um als Politiker eine europäische Führungsrolle einzunehmen, wie sie dem jungen Kanzler aus Österreich zugeschrieben wird – verstärkt durch den Umstand, dass sein Land Anfang Juli die EU-Ratspräsidentschaft übernommen hat?

Ja, weil auch auf europäischer Ebene die Nachfrage sich vor allem auf eine neue Form der Kommunikation konzentriert. Der Bedarf an einer «neuen» Migrationspolitik ist in erster Linie der Bedarf an einer neuen Art des Redens über das Thema. Kurz ist, wenn man in der Symbolik der «Matrix»-Filmtrilogie denkt, der dritte Weg zwischen der bequemen Rückkehr in die Illusion, die durch die blaue Pille symbolisiert wird, und der kompromisslosen Konfrontation mit der durch die rote Pille dargestellten Wahrheit. (Der «Matrix»-Held heisst Neo – jetzt weiss man auch, woher der Slogan «Zeit für Neues» kommt.) Sebastian Kurz scheint also für die Europäer eine Art türkise Pille zu sein, ein Mittelweg zwischen Weiterschlafen und Anpacken.

Der junge Kanzler aus Österreich ist die Idealbesetzung für die europäische Führungsrolle in einer Zeit, in der jeder weiss, dass es so nicht weitergehen kann, und in der gleichzeitig jeder weiss, dass das, was geschehen müsste, nicht geschehen wird. Der effektive Schutz der Aussengrenzen, grosse Lager in Nordafrika, Asylanträge nur noch von ausserhalb Europas: Die Staats- und Regierungschefs folgen dem jungen Heilsbringer rhetorisch nicht zuletzt deshalb, weil sie wissen, dass all das in weiter Ferne liegt. Und weil sie wissen, dass das kleine Österreich, ob während der Ratspräsidentschaft oder danach, keine Mittel hat, die anderen zu irgendetwas zu zwingen.

Die europäischen Bürger indes, vor allem die Österreicher und die Deutschen, sind glücklich darüber, dass ihnen jemand sagt, was sie schon lange hören wollten. Also das Gegenteil von dem, was Mutti Merkel sagt. Weniger als sie, denken sie sich, kann er ohnehin nicht tun.

Michael Fleischhacker ist österreichischer Journalist und TV-Moderator.

# «Sie finden das alarmierend? Gut!»

Faschismus ist als Kampfbegriff in aller Munde. Madeleine Albright widmet dem Phänomen ein ganzes Buch. Es ist ein aufwühlend geschriebenes Werk, das schrille Töne anschlägt. Im Gespräch mit der *Weltwoche* hilft die Grande Dame der US-Aussenpolitik beim Lesen. *Von Urs Gehrig*

«Madam Secretary» mag es direkt und plakativ: «Faschismus – Eine Warnung» heisst ihr neues Buch. Im Klappentext geht es gleich weiter mit dem Menetekel: «Die faschistischen Tendenzen treten wieder in Erscheinung und greifen in Europa, Teilen Asiens und den Vereinigten Staaten um sich.» Tönt alarmierend! «Gut so», meint Madeleine Albright trotzig. «Die Versuchung ist stark, die Augen zu verschliessen und darauf zu hoffen, dass das Schlimmste einfach vorübergeht.»

Hat die Autorin den Pinsel möglicherweise etwas tief in den Malkasten der Dramatik getüncht? Dagegen spricht ihre Biografie. Madeleine Albright war Opfer der schrecklichsten Verbrecher des letzten Jahrhunderts. Zweimal musste sie flüchten. Zuerst vor Hitler. Dann vor Stalins Trabanten. Später wurde sie als Bill Clintons Aussenministerin mit dem Balkankrieg konfrontiert und machte Bekanntschaft mit allerlei Gräueltätern. Also lohnt es sich, aufmerksam hinzuschauen.

Albright beginnt die Geschichte des Faschismus standesgemäss mit Spiritus Rector Mussolini und verweilt lange bei Hitler. Die persönlichen Erinnerungen der Marie Jana Korbela, wie sie damals hiess, verleihen ihrem Stoff Gravität. 1937 in eine jüdische Familie geboren, war Jana ein Knirps, als die Nazis in ihre Heimat Tschechoslowakei einmarschierten. Die Korbels flüchteten nach London. Kaum war der Krieg vorüber, flog sie in einem britischen Bomber zurück in ihre Heimat. Abermals wurde in Prag die Demokratie gestürzt, diesmal durch die Kommunisten. Abermals ergriff sie die Flucht, diesmal in die USA.

## Der Begriff passt zu jedem Feindbild

«Auf den Tag genau drei Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs trafen wir in den Vereinigten Staaten ein, wo man uns unter dem wachsamen Blick der Freiheitsstatue als Flüchtlinge willkommen hiess. Um mich, meine Schwester Kathy und meinen Bruder John zu schonen und unser Leben möglichst normal erscheinen zu lassen, erzählten uns unsere Eltern nicht, was wir erst Jahrzehnte später erfahren sollten [...] «dass 26 Mitglieder meiner Familie im Holocaust ermordet wurden», ergänzt sie später im Interview.

Das ist eine beeindruckende Passage, authentisch und ergreifend geschrieben. Der zweite Teil des Buchs zerfleddert. Zwar vermittelt Albright weiterhin vieles aus erster Hand, erzählt von ihren Begegnungen als Amerikas erste Aus-



*Mehr Schwungkraft für die Demokratie:* Aussenministerin Albright, Russlands Präsident Putin, 2000.

senministerin mit Despoten und Autokraten, mit Chávez, Milosevic und Kim Jong Il. Was allerdings die mit dumpfem Unterton beschriebenen Exponenten mit dem Faschismus zu tun haben sollen, bleibt im Vagen.

Das hat damit zu tun, dass Albright es verpasst, den Begriff «Faschismus» präzise zu umschreiben. Bedauerlich, «denn der Faschismus ist tatsächlich in Mode gekommen», wie Albright einleitend bemerkt. «Bist du mit jemandem nicht einer Meinung? Schimpfe ihn einen Faschisten und entlaste dich damit von der Notwendigkeit, dein Argument mit Fakten zu belegen.» Als Kampfbegriff passt «Fascho» zu jedem Feindbild: Wirtschafts-

bosse, strenge Eltern, Feministinnen, Machos, Veganer, Polizisten, Bürokraten.

Wir fragen bei der Autorin nach, die sich für das Gespräch mit der *Weltwoche* eine Stunde Zeit nimmt: «Madam Secretary, was ist Faschismus?»

«Die Kriterien sind: extremer Nationalismus; eine Mentalität «Sie gegen uns»; eine Begeisterung für Nationalismus, ausgedrückt durch Uniformen und spezielle Grüsse; Propaganda, mit der eigene Wahrheiten geschaffen werden sollen; eine zentralisierte Autorität, die sich auf eine Führungsfigur konzentriert, die alles handhabt und ohne Tadel ist. Ein faschistischer Führer ist jemand, der vorgibt, für die ganze Na-

tion oder Gruppe zu sprechen, der sich nicht im Geringsten um Rechte von anderen kümmert und bereit ist, zu Gewalt zu greifen, um seine Ziele zu erreichen.» So weit die Theorie. Was bedeutet sie im Konkreten? Albright präsentiert im Buch schillernde Figuren wie Erdogan, Orbán, Putin und Kim Jong Il, die sie alle getroffen hat. Welche faschistischen Charakterzüge hat sie bei ihnen festgestellt?

Sie beginnt mit Ungarns Premier Viktor Orbán. Der ehemalige antikommunistische Dissident sei «ein Wendehals und ein Heuchler grossen Ausmasses». Er habe sich von George Soros das Oxford-Studium zahlen lassen, jetzt gebe er dem ungarischstämmigen US-Milliardär für alles die Schuld.

Und Recep Erdogan, der seine Macht als türkischer Präsident in einem Referendum jüngst zementiert hat? Er sei ins Land hinausgegangen und habe so getan, als würde er gewöhnliche Leute repräsentieren. «Der Respekt, den er genoss, stieg ihm auf einmal in den Kopf. Heute sind in der Türkei wohl mehr Journalisten in Haft als irgendwo sonst.»

### **Einzig waschechter Faschist**

Auch Jaroslaw Kaczynski, Polens ehemaliger Premier, fahre einen rigoros nationalistischen Kurs. Hinter den Kulissen mobilisiere er seine konservative Wählerschaft, indem er gegen ehemalige Kommunisten, Europapolitiker

### **Es gibt dringlichere Übel, vor denen zu warnen wäre. Antisemitismus zum Beispiel.**

und Flüchtlinge ins Feld ziehe, «wobei er Letztere diffamiert, sie würden <alle Arten von Parasiten und Bakterien> ins Land bringen».

Wie die Unholde ihres Buchs spart auch Albright nicht mit düsteren Worten. Mit Nietzsches abgegriffenem Zitat mahnt sie die Leser: «Und wenn du lange in einen Abgrund blickst, blickt der Abgrund auch in dich hinein.» Wo allerdings die diabolischen Gefahren des Faschismus lauern, bleibt sowohl nach der Lektüre als auch nach dem Gespräch nebulös.

Im Grunde hat Albright vor allem eine Person im Visier: den amtierenden US-Präsidenten Donald Trump, der alle Eigenschaften in sich vereint, welche die Demokratinnen, die im Wahlkampf die Cheerleaderin für Hillary Clinton gab, abgrundtief verachtet.

Zwar hätte sie das Buch sowieso geschrieben, «um dazu beizutragen, dass die Demokratie wieder mehr Schwungkraft erhält». Aber mit Donald Trumps Wahl sei aus Dringlichkeit Notwendigkeit geworden. Trump sei «der erste antidemokratische Präsident in der modernen Geschichte der USA», sagt sie. Er vertiefe die Spaltungen im Land, stachle ein Lager gegen das andere auf. Er sei ein Scharlatan mit grossen demagogischen Fähigkeiten. Er greife

die Justiz an, ziehe die Medien ins Lächerliche, verteidige Folter, äussere sich beschwichtigend über Polizeibrutalität, stelle den Schutz von Minderheiten in Frage. Und, so Albright besorgt, Trumps Wahlslogan «Legt den Sumpf trocken!» erinnere direkt an Mussolini: Unter dem Fanal «drenare la palude» hatte der Duce mehr als 35 000 Beamte entlassen.

Ist Trump also ein Faschist? «Nein, das ist er nicht», hält Albright fest. Er habe etliche Dinge getan, die zu den Kriterien eines Faschisten passen. Von dem schlimmsten faschistischen Instrument habe er aber bisher nicht Gebrauch gemacht. «Er hat keine Gewalt eingesetzt, um die Amerikaner zu kontrollieren.» Trotz dickem Sündenregister ist Trump also kein Faschist. Orbán auch nicht. Erdogan auch nicht. Und Putin, der sich gern mit nacktem Oberkörper hoch zu Ross zeigt und dabei an Mussolinis Selbstinszenierung auf seinem weissen Hengst Fru Fru erinnert? Auch er qualifiziere sich nicht als Faschist. Bloss einer taugt gegenwärtig nach Albrights Ermessen zum waschechten Faschisten: Nordkoreas Diktator. «Kim Jong Un terrorisiert seine Leute, er setzt Gewalt gegen sie ein. Er hat seinen Onkel und seinen Halbbruder ermordet. Er hat die komplette Kontrolle über alles.»

Rund 190 Regierungen gibt es auf der Welt, eine davon schlägt aus in Albrights Fascho-Barometer – eine magere Bilanz angesichts des alarmierenden Buchtitels. Albright sieht dies nicht als Schwäche ihres Buchs. Im Gegenteil. Es gehe darum, den Anfängen zu wehren. Noch einmal zitiert sie Mussolini, Pate des Faschismus: «Wenn du einem Huhn eine Feder um die andere rupfst, merkt man nichts, bis es nackt ist.» In etlichen Ländern – Ungarn, Polen, der Türkei, um nur einige zu nennen – würden bereits viele Federn fehlen, aber noch seien sie nicht ganz nackt. «Deshalb warne ich.»

Es gäbe dringlichere Beispiele, vor denen zu warnen wäre. Vor dem aufkeimenden Antisemitismus etwa, bei dem das Ausmass das Anfangsstadium längst überschritten hat. «Natürlich bin ich darüber besorgt», sagt Albright. «Aber auch sehr ernst ist der Anti-Islam-Reflex, jeden Muslim als Terroristen abzustempeln. Das ist ein grosses Thema, das am Laufen ist. Und der Versuch, in gewissen Staaten ethnische Reinheit zu erlangen.»

Bei allem Respekt vor ihrer bewegten Biografie – manchmal ist es schwer, nachzuvollziehen, wie die Grande Dame der US-Aussenpolitik ihre Prioritäten setzt und wovon sie spricht.



Madeleine Albright:  
Faschismus – Eine Warnung.  
DuMont. 320 S., Fr. 38.90.  
Das Buch ist seit letztem Montag  
im Handel erhältlich.



## **Inside Washington**

### **Tumult**

#### **Trump und Putin als Schwulenpaar: Der Humor kennt keine Grenzen.**

Erneut hat Präsident Trump für Tschernobyl-mässigen Tumult unter seinen Medienfeinden gesorgt – diesmal mit seiner Pressekonferenz mit dem russischen Präsidenten Wladimir Putin in Helsinki. Die *New York Times* stellt die Staatsmänner sogar als heimliches homosexuelles Liebespaar hin. Das Leitmedium twitterte ein Zeichentrick-Video mit dem Titel: «Trump und Putin – eine Liebesaffäre», versehen mit der Bildunterschrift: «Donald Trumps nicht so heimliche Bewunderung für Wladimir Putin, ausgelebt in einem Teenager-Schlafzimmer, in dem die Fantasien dieser verbotenen Liebesgeschichte verwirklicht werden.»

Gezeigt werden Liebesszenen, etwa Trump in Unterwäsche und Putin mit entblösstem Oberkörper, beide engumschlungen im leidenschaftlichen Kuss. Das Video, das fast viertausendmal retweetet wurde, ist wegen seiner offenkundigen Homophobie in die Kritik geraten. Ein Drehbuchautor, der fürs Fernsehen arbeitet, bemerkt trocken: «Kompliment an alle, die Schwulenwitze über Trump und Putin verbreiten, dass ihr eure Überzeugungen für eine politische Karikatur über Bord werft, welche die beiden niemals zu Gesicht bekommen werden.»

Nicht zum ersten Mal versuchen Trumps Gegner, die angebliche Umarmung des russischen Bären mit Hilfe homophober Witze in die Pfanne zu hauen. Im Frühjahr war es Stephen Colbert, der in seiner Late-Night-Comedy-Show witzelte, der Mund des Präsidenten sei nur für eines gut – nämlich Putin einen zu blasen. Letzten Monat twitterte Bette Midler, Helsinki sei für ein amouröses Abenteuer «nicht gerade um die Ecke», «aber hey, Putin hat schliesslich Kohle».

Ein Autor der *Huffington Post* argumentiert, die LGBTQ-Community habe «Besseres verdient, als die Instrumentalisierung von Sex und Liebe zwischen Männern, um auf diese Weise unseren Präsidenten zu kritisieren und lächerlich zu machen». *Amy Holmes*

# Schleichwege ins Chaos

Mit den Deutschen wisse man nie, seufzte ein britischer Nachkriegsdiplomate: «Wenn sie dir nicht zu Füßen liegen, gehen sie dir an die Kehle.» Tatsächlich ist keine Nation so sprunghaft und unberechenbar – gestern militaristisch, heute multikulti. Und morgen? Das Land befindet sich erneut im Umbruch. *Von Wolfgang Koydl*

Der deutsche Adler steckt mal wieder in der Mauser, und die ganze Welt wartet teils gebannt, teils voller Bangen ab, was für ein Vogel sich da im neuen Gefieder präsentieren wird: der nette Deutsche? Der hässliche Deutsche? Der ewige Deutsche? Sicher ist nur eines: Das friedlich-freundliche Sommermärchen-Deutschland ist Vergangenheit, es dräut ein kalter Herbst.

Der Ton ist härter geworden, fordernder und ungeduldiger – gegenüber dem Ausland und im Inland. Ob «Vogelschiss», «Denkmal der Schande», «Asyltourismus» oder das «Pack» von Ex-SPD-Chef Sigmar Gabriel – in die politische Debatte hat ein Zungenschlag Einzug gehalten, wie er noch vor zehn Jahren undenkbar gewesen wäre. Und im Alltag beginnt gefühlt jedes zweite Gespräch mit Freunden, Bekannten oder Passanten mit den Worten: «Ich bin kein Nazi, aber ...»

Aber welcher ist nun der richtige Deutsche – der mit dem freundlichen Gesicht, der mit der griesgrämigen Miene, der mit der aggressiven Fratze? Gibt es ihn überhaupt, den echten Deutschen?

## «Über Rhein, Alpen und Elbe blicken»

Für Luigi Barzini, den italienischen Intellektuellen, war Deutschland eine proteische Nation, benannt nach dem griechischen Meerestotem Proteus, der sich stets verwandeln konnte. Nur wenn man ihn niederzwang und festband, enthüllte er seine wahre Gestalt. Deshalb müssten, so Barzini, wie schon die Römer auch die heutigen Europäer den Koloss in ihrer Mitte beobachten, wachsam «über Rhein, Alpen und Elbe blicken, um herauszufinden, wer die Deutschen sind, für wen sie sich selbst halten, was sie tun und wohin sie als Nächstes gehen werden – bewusst oder unbewusst».

Barzini belegte seine These mit historischen Beispielen: So hätte niemand im braven, nach-napoleonischen Biedermeier-Arkadien von Spitzweg und Schubert die Keimzelle der grauen Pickelhaubensoldaten vermutet, die eine Generation später Frankreich niederwalzten. Die arme, aber politisch, kulturell und sozial durchgeknallte Weimarer Republik wiederum brauchte nur wenige Jahre, um zum strammen, totalitären Nazistaat zu mutieren. Und nach dessen krachender Niederlage richteten sich die Deutschen flugs in pazifistischer Bundesbehaglichkeit ein.

Jetzt vollzieht sich eine neue Wandlung: «Wenn wir uns für ein freundliches Gesicht schämen müssen, dann ist das nicht mehr

mein Land», hatte Angela Merkel mit miesepetrigem Antlitz trotzig verkündet. Doch unter dem Eindruck der als existenziell empfundenen Migrantenkrise schämen sich immer weniger Deutsche, wenn sie keine gute Miene zum bösen Spiel mehr machen. Auch die Kanzlerin selbst hat längst kein freundliches Gesicht mehr; sie gibt es nur nicht zu. Sich selbst gegenüber am wenigsten.

Bert Brecht hatte eben doch recht: «Erst kommt das Fressen, dann kommt die Moral.» Bei den deutschen Linken, unter denen der Dichter sich zu Hause fühlte, hat nur Schara Wagenknecht diese Lektion verstanden. «Es geht ans Eingemachte», besagt eine deutsche Redewendung, an das, was für den Notfall im Keller eingelagert ist. Diese Notration sehen viele Menschen nun durch Zuwanderer und die von ihnen ausgelösten Veränderungen bedroht.

Doch diesmal vollzieht sich der deutsche Wandel unter schmerzvollen Wehen. Zu sehr haben sich die Deutschen an das Bild von sich als barmherziger Nation gewöhnt, die Schutzsuchenden und Beladenen Türen und Herzen öffnet. Ein Volk, das einen neuen Weg gefunden hat, jauchzend Sühne zu leisten für die

## Wer an Bahnhöfen Teddybären in schwarze Kinderhände drückt, kann kein Massenmörder sein.

Untaten der Grossväter. Endlich, so glaubten sie, hätten sie die Welt mit sich versöhnt, endlich hätten sie den anderen Nationen den Schrecken genommen vor diesem unberechenbaren Nachbarn. Wer an Bahnhöfen Teddybären in schwarze Kinderhände drückt, kann kein Massenmörder sein.

Welch ein Irrtum. Der Deutschen Nachbarn und Opfer mögen ihnen aus pragmatischen Gründen vergeben haben, vergessen haben sie nicht. Die Tragödie der Deutschen liegt darin, dass sie nicht wahrhaben wollen, wie andere sie sehen, dass man sie, einfach gesagt, nicht mag. Das Misstrauen ist keinen Deut geringer geworden seit dem letzten Krieg, allen Freundschaftsbekundungen und europäischen Solidaritätsadressen zum Trotz. Jeder in Europa weiss, dass Berlin – nicht erst seit Merkmals Amtsantritt – die Europäische Union ökonomisch, politisch und nicht zuletzt durchs Spitzenpersonal dominiert. Wenn sie unter sich sind in Brüssel, verdrehen Spanier und Slowaken, Fin-

nen oder Franzosen die Augen. Nur die Deutschen reagieren ehrlich entrüstet auf den Vorwurf der Bevormundung: «Wir doch nicht!»

Das Misstrauen blitzt immer wieder auf: beim britischen und französischen Widerstand gegen die Wiedervereinigung, beim italienischen und griechischen Protest gegen die kaltherzigen Sparteufel, selbst bei Banalitäten wie dem Ausscheiden des deutschen Teams bei der Fussball-WM in Russland. Mitgefühl war nirgends zu spüren, nur Schadenfreude über den Sturz des überheblichen Champions. Traurige Tatsache ist, dass die Europäer keinen grossen Unterschied sehen zwischen dem guten und dem hässlichen Deutschen. Einmal ist er Musterschüler und Oberlehrer in einer Person, drückender Vormund und penetranter Besserwisser. Ein andermal der brutale Zuchtmeister, der alle Widerstände plattmacht. Obwohl er verschiedene Methoden anwendet, kommt es für das Ausland unter dem Strich aufs Gleiche hinaus: Der Deutsche will anderen seine vermeintlich besseren Methoden und Lösungen aufnötigen.

Nach deutscher Überzeugung geschieht dies natürlich vollkommen selbstlos. Richard Wagner wird der Spruch zugeschrieben, dass deutsch sein bedeute, «eine Sache um ihrer selbst willen zu tun». Von Emanuel Geibels «Am deutschen Wesen soll die Welt genesen» bis zu den global gedachten Atomausstiegsvorschriften deutscher Grüner ist es nur ein kleiner Schritt. Daher gibt es wohl keinen deutscheren Spruch als den Audi-Slogan «Vorsprung durch Technik». Bitter nur, dass dieser Vorsprung rapide schmilzt in einem Land, das keine sauberen Autos produzieren, seine Bewohner nicht mit Internet versorgen oder auch nur einen Flughafen bauen kann.

Doch die Deutschen machen unverdrossen weiter, denn sie wollen doch immer nur das Beste für die anderen. Dass sie oft selbst das Beste absahnen, geht ihnen nicht in den Kopf. Warum nur regen sich die Griechen auf, wenn Berlin ihnen vorschreibt, wie sie leben sollen? Nur weil der deutsche Fiskus dran verdient? Warum nur reagieren Ungarn und Polen pikiert, wenn die Kanzlerin ihnen Migranten zuteilen will? Nur weil sie so ihre eigenen Probleme abwälzen kann? Warum nur verhängen die Amerikaner Zölle, wenn man nur ein paar Maschinen und Motoren verkaufen will? Nur weil man ein paar Milliarden Überschüsse zu Lasten der USA erwirtschaften will?



Merkel im Herbst.

Zyniker weisen darauf hin, dass selbst der Holocaust dieser Überzeugung entsprang, sich für die Welt aufopfern zu müssen. Nach der perversen Logik der Nationalsozialisten waren die Juden ein Krebsgeschwür, das den Organismus der gesamten Menschheit bedrohte. Einer musste das Messer ansetzen, musste die undankbare Aufgabe übernehmen. In einer schaurigen Rede lobte SS-Chef Heinrich Himmler seine Männer ausdrücklich für diese «Opferbereitschaft».

#### «Germany first»

Natürlich gibt es einen Unterschied zwischen dem guten und dem hässlichen Deutschen. Es ist etwas anderes, ob Berlin seine bürokratische Brüsseler Geheimwaffe Martin Selmayr in Marsch setzt oder eine Panzerdivision. Der gute Deutsche versucht es mit Moral, besser gesagt, mit moralischer Erpressung, passiv-aggressivem Verhalten und dem Einpflanzen von Schuldgefühlen: «Wenn du es nicht machst, dann muss ich es eben selbst machen.» Wie jeder Psychotherapeut bestätigen kann, ist dies ein besonders perfides Verhalten.

Wenn es dann nicht im Guten klappt, na gut, dann müssen eben andere Saiten aufgezogen werden. Dann freilich können die Deutschen richtig unangenehm werden. Schliesslich verletzt nichts so sehr wie unerwiderte Liebesmüh.

Vieles deutet darauf hin, dass die Deutschen wieder einmal die Geduld mit dem begriffstutzigen Ausland verloren haben. Die Stimmung kippt, und dazu passt, dass sich das alte bundesrepublikanische Parteiensystem gerade auflöst. Schon Nietzsche wunderte sich, wie schnell dieses «Täusche-Volk» alte Tugenden über Bord werfen kann für unerprobte Experimente: «Der Deutsche versteht sich auf die Schleichwege ins Chaos.»

Heute wollen die Deutschen nicht mehr «Zahlmeister» sein, nicht mehr allein die Kosten der undurchdachten Zuwanderung tragen, nicht mehr süßsauer lächeln, wenn andere die alten Witze über die tumben Teutonen reissen. Sie wollen sich nicht mehr verstellen und entschuldigen, sie wollen an sich selber denken: *Germany first*.

Noch traut sich niemand, dieses Motto laut auszusprechen. Nur denken tun es viele schon. Aber lange kann es nicht mehr dauern, bis sie sich offen dazu bekennen. Dazu bedarf es keiner Mehrheit von über 50 Prozent. Die Marke, bei der eine Mehrheitsmeinung kippt, liegt nach Erkenntnissen amerikanischer Soziologen schon bei 25 Prozent. Auf diese Zahl kommen die Alternative für Deutschland und Sahara Wagenknechts linksnationale Bewegung schon jetzt. ○

# «Bei Erdogan habe ich mich geirrt»

Der britische Historiker Norman Stone zählt zu den schillerndsten Figuren seiner Zunft. Nach Oxford und Cambridge lehrte er jahrelang in der Türkei. Einst begeisterte ihn Erdogan – heute vergleicht er ihn mit Mussolini. Ein Spaziergang in Budapest, wo der Professor seine Unschuld verlor. *Von Boris Kálnoky*

«Da wohne ich.» Von der Terrasse des Budapesters «Centrál Kávéház» zeigt Norman Stone auf ein altrosa farbenes Eckgebäude im schönsten Sezessionsstil. Vor kurzem ist er ungarischer Staatsbürger geworden. Eher spontan: Er war von Ankara nach Budapest gezogen, die Stadt seines Herzens, und da gab es endlos bürokratischen Ärger für ihn als Ausländer mit einer LKW-Ladung aus der Türkei. «Nachdem sich das monatelang hinzog, fragte ich über eine gemeinsame Bekannte bei (Ungarns Ministerpräsidenten) Viktor Orbán an, ob er da helfen könne. Am nächsten Morgen rief seine Sekretärin an.»

Es war Orbáns Art, sich für eine Geste der Menschlichkeit erkenntlich zu zeigen: In den frühen Neunzigern war er Stones Student gewesen in Oxford, und Stone hatte ihn sofort als brillanten und mutigen Geist erkannt, ihn zum Abendessen eingeladen und ihm später ein paar teure, aber für das Studium nötige Bücher geschenkt. Seither waren sie in Kontakt geblieben. Stone hält Orbán heute für einen der grossen Impulsgeber unserer Zeit, ist regelrecht stolz auf ihn als einen seiner früheren Studenten.

Direkt um die Ecke strahlt die Elisabethbrücke in weissem Glanz über den Wassern der Donau. Zu Ehren der österreichischen Kaiserin und ungarischen Königin Elisabeth (Sissi) errichtet, war sie bei der Einweihung 1903 die längste Kettenbrücke der Welt.

## Jetzt muss man aufpassen

Die Nazis sprengten sie bei ihrem Rückzug 1945. «Als ich 1962 nach Budapest kam, lag sie noch in Trümmern», erinnert sich Stone. Er forschte damals in Wien und Budapest über Österreich-Ungarn. Es waren prägende Jahre. Wien strahlte, Budapest war grau und dunkel, «aber hier war intellektuell viel mehr Licht als in Wien. Da lag etwas Elektrisierendes in der Luft.»

Im «Matthiaskeller» – ebenfalls um die Ecke – hing er mit Freunden herum. «Auf der Margaretinsel habe ich meine Unschuld verloren, im «Grand Hotel», erzählt er. Es ist also eine Rückkehr zum Ursprung – er ist zurückgekommen an den Ort seiner Jugend, um den Kreis zu schliessen. Seine Wohnungen in Ankara und London hat er aufgelöst.

Stone gilt als einer der grössten, aber auch umstrittensten Geister, die Grossbritannien

nach dem Zweiten Weltkrieg hervorgebracht hat. Sein Buch «The Eastern Front 1914–1917» wurde mit dem Wolfson-Preis ausgezeichnet. «World War One: A Short History» wurde zum Klassiker, der Titel zu einem Markenzeichen. Stone hat seither «World War Two: A Short History» geschrieben und «Turkey: A Short History». Sein Buch «Hungary: A Short History» kommt im Oktober heraus.

Er lehrte zuerst in Cambridge, dann in Oxford. Er war Europaberater und Redenschreiber für Margaret Thatcher. Aber mit den überwiegend linken Oxfordianern war es keine Liebesgeschichte. Er akzeptierte 1997 die Pensionierung als Professor an der Universität Oxford. Seine nächsten Stationen – Ankara



«Lange Jahre des Chaos»: türkischer Präsident Erdogan.

und Istanbul – gehören nicht zu der Art von Berufung, die «Oxbridge»-Professoren normalerweise anstreben. Stone aber liebte es dort; er fand, es atme, und, vor allem, es rauche sich da freier als im gesitteten, regelhörigen Grossbritannien. Inzwischen findet er die Tür-

## Stones Parallele zum neo-osmanischen Grössenwahn Erdogans ist nachvollziehbar.

kei bedrückender: Rauchen und Trinken gelten dort inzwischen als unislamisch. Der Historiker, der sich in Ankara befreit fühlte von der linkslastigen, politischen Korrektheit in Oxford, konstatiert jetzt, dass man in der Türkei aufpassen muss, was man sagt – Spitzel könnten es hören.

Norman Stone sei «gut in Geschichte und gut darin, sich Feinde zu machen», schrieb Neil Tweedie im *Daily Telegraph*. Gemäss Stone waren

die Deportationen der Armenier in der Türkei ab 1915 kein Genozid. Die Reaktion war schrill, aber es ist eine Sicht, die er bis heute verteidigt und begründet. Letztendlich aber ficht er nicht die Zahlen an, sondern den Charakter dessen, was geschah: Nach Stone hatten die Türken, anders als die Nazis gegenüber den Juden, nicht die Absicht, die Armenier als Volk zu vernichten.

Es sind Dispute, die in Budapest fast schon fern scheinen. Die Fronten des Zeitgeists verlaufen entlang der Debatte über Populismus, über den politischen Aktivismus von NGOs um den ungarischstämmigen US-Milliardär George Soros und über Autokraten wie Putin in Russland, Erdogan in der Türkei oder Orbán in Ungarn. Stone ist gut platziert, um sich ein Urteil zu bilden. Er ist Russologe, lehrte zwanzig Jahre in der Türkei und beschäftigt sich mit Ungarn seit den sechziger Jahren.

Putin, Orbán, Erdogan: Stone hat alle drei mehr oder weniger verteidigt; als Politiker, die ihre Länder voranbringen wollen, harte Entscheidungen treffen können und mit dem eigenen Kopf denken. Von Putins Russland hat er einst gesagt: «Ein funktionierendes Russland ist für den Westen wichtiger als eine dysfunktionale Ukraine.» Er mag Trump.

Putin und Orbán sieht er bis heute in einem gutem Licht. Nur über Erdogan, den er am Anfang zwar nicht besonders mochte, aber für die Türkei brauchbar

fand, sagt er jetzt: «Ich habe mich geirrt.» Die erste Ausgabe seines Buchs «Turkey: A Short History» erschien 2010. Im letzten Kapitel geht er auf die Entwicklung unter Erdogan ein und stellt die Frage, ob dessen Regierungspartei AKP denn viel anders sei als christdemokratische Parteien in Europa.

So denkt er nicht mehr. Schon kurz nachdem das Buch erschienen ist, hat er – gegen Ende 2013 – seine Meinung graduell geändert. Heute sagt er: «Es umgibt Erdogan ein Hauch von Mussolini.» Vielleicht werde sein Platz in der Geschichte der Türkei am Ende ein ähnlicher sein wie der des faschistischen Diktators in Italien: Mussolinis ruhmloser Untergang heilte die Italiener auf absehbare Zeit von der Versuchung, sich nach der Rückkehr imperialer Glorie zu sehnen. Stones Parallele zum neosmanischen Grössenwahn Erdogans ist nachvollziehbar.

Das einst zumindest halbwegs unabhängige Justizsystem werde unter Erdogan bald nur



«Etwas Elektrisierendes»: Autor Stone, 77.

noch «Telefonjustiz» sein: «Die Regierung greift dann zum Telefon, um den Richtern zu sagen, wie sie urteilen sollen.» Den Knackpunkt aus der Sicht von Stone bildete der Erlass der türkischen Regierung, den Alkoholausschank im Professorenklub der Bilkent-Universität, an der Stone lehrte, zu unterbinden. Er spricht seither von einem kulturellen «nuklearen Winter», den Erdogans Puritanismus über die Türkei gebracht habe. An seiner Universität müssten die Lehrer anpassen, dass Studenten sie nicht bespitzelten.

Für die Zukunft der Türkei sieht er schwarz. Erdogans neues Präsidialsystem werde dazu führen, dass «in Militär, Verwaltung und in der Bildung nun Loyalisten und der Geist der islamischen Milli-Görüs-Bewegung, aus der Erdogan stammt, die Herrschaft übernehmen. Es ist eine Art Islam, dessen Hauptmerkmal Dummheit ist. Das Bildungssystem wird leiden, die Effizienz des Staates auch und das Militär ebenfalls. All das wird langfristig negative

Folgen haben.» Für die unmittelbare Zukunft prophezeit er «erst mal Inflation, dann die Staatsfinanzen in rauer See, Investoren werden das Land meiden. Tourismus am Boden, die Wirtschaft auf Talfahrt.»

#### Alles gut?

Das System Erdogan sei deswegen viel fragiler, als es den Anschein mache. Wo andere eine Diktatur sehen, erwartet Stone eher «lange Jahre des Chaos; die beste Parallele ist vielleicht jene zu 1909, dem Gegenschlag des osmanischen Sultans nach dem Aufstand der Jungtürken 1908». Es habe damals, sagt Stone, «lange Jahre gedauert, bis das Land stabilisiert war, und das Ergebnis war am Ende – nach dem Ersten Weltkrieg – eine kleine Türkei anstelle des grossen Osmanenreiches». Das könne auch diesmal passieren, angesichts der Dauerkriege in der Region, Erdogans Verstrickung darin und kurdischer Unabhängigkeitsbestrebungen.

Auch einen erneuten Putsch der Armee hält er für denkbar. Zwar habe sich vieles geändert seit jenen Zeiten, da die Armee die «Schule der Nation» und Modernisierer des Landes war. «Inzwischen gibt es Bildung auch an staatlichen Schulen und soziale Mobilität auch in der Privatwirtschaft; früher gelang das am ehesten in der Armee. Aber dennoch, die Türkei braucht eine Armee, und da wird es immer Leute geben, die darauf blicken, in welchem Zustand sich das Land befindet – und es wird kein besonders guter Zustand sein.»

Aber Putin und Orbán sieht Stone in einem ganz anderen Licht als Erdogan. «Zu Sowjetzeiten hiess es immer, der Beweis für die Untauglichkeit des Systems liege darin, dass das Land Getreide aus Argentinien und den USA einführen müsse», sagt Stone. «Heute ist es einer der grössten Getreideexporteure der Welt.» Man müsse sich erinnern, wie sehr Russland nach der Wende unter Boris Jelzin im Chaos versank. «Alte Frauen, die die Kriegsorden ihrer Männer auf der Strasse verkauften – sehr deprimierend.» Putin habe das Land wieder auf Vordermann gebracht.

Ähnlich Orbán, der Ungarn aus der doppelten Krise herausgeführt habe: aus den Spätwehen des Systemwechsels und aus der Euro-Finanzkrise. Beide, Putin und Orbán, hätten die Zukunft ihrer Länder vor Augen und seien bereit, dabei andere Wege zu gehen als jene, die man ihnen im Westen vorschreiben wolle. Orbán etwa habe erkannt, dass Ungarn die eigene Wirtschaft so gut wie möglich vor den viel wettbewerbsfähigeren westlichen Konzernen schützen müsse, zumindest so lange, bis die eigene Wirtschaft stark genug sei, den Wettkampf unter fairen Bedingungen zu bestehen. In der Flüchtlingskrise habe Orbán es gewagt, die Wahrheit auszusprechen, und er habe die Debatte gegen die Verteidiger von Merkels Willkommenspolitik intellektuell gewonnen.

Das heisst nicht, dass Stone alles gut findet, was etwa Orbán macht. «Er sollte die Central European University in Ruhe lassen», meint er über die legislative Drangsalierung der CEU, der von US-Milliardär George Soros gegründeten Universität in Budapest. «Sie machen da natürlich auch viel Unsinn, Genderstudien und solche Dinge, aber die CEU hat Ungarn dennoch akademisch auf die Landkarte gebracht. Ausserdem hat sie eine grossartige Bibliothek.» George Soros mit seinen politischen Visionen hält er jedoch tatsächlich für eine bedenkliche Figur und die von ihm finanzierten, linksgerichteten und heftig agitierenden NGOs, besonders in der Migrationspolitik, für ein echtes Problem.

Ungarn macht es also richtig, und Stone fühlt, dass er jetzt, am Ende seines langen Weges, dort ist, wo er bleiben möchte. «Ich habe auch ein ungarisches Testament, aber keines auf Englisch», sagt er. ○



«*Sie stiehlt uns den ganzen Film!*»: Cher in «Mamma Mia! Here We Go Again».





Ikone der Woche

## Unrettbar gute Laune

Von Beatrice Schlag

Genau zehn Jahre nach «Mamma Mia!» kommt die ebenfalls von Abba-Songs aufgepeppte Fortsetzung der Filmklamotte in die Kinos. Für die meisten Frauen ist das eine freudige Nachricht, für Männer mehrheitlich eine fürchterliche. Was gibt es in Männeraugen Peinlicheres als einen Pulk über fünfzigjähriger Frauen, die wie junge Hippies in Latzhosen und Blümchenkleidern durch ein griechisches Eiland streifen und dabei entweder ohne Punkt und Komma schnattern oder – schlimmer noch – Abba-Hits in Mikrofone krähen?

Selbst die Produzenten hatten nicht mit einem Kassenschlager gerechnet, als der Film mit Meryl Streep in der Hauptrolle 2008 in die Kinos kam. Aber dann spielte «Mamma Mia!» sagenhafte 600 Millionen Dollar ein. Und wer schon im Kino zu «Abba: Super Trouper» und «Dancing Queen» mitgewippt hatte, sah auch wieder hin, wenn der Film zum x-ten Mal im Fernsehen lief. Die ziemlich einfältige Handlung und die Musik von Abba, in den Siebzigern oft als Banalkost abgetan, heute weltweit gepriesen, machen unrettbar gute Laune.

### Donnas ungeliebte Mutter

Der Plot des Sequels «Mamma Mia! Here We Go Again» ist nur geringfügig anspruchsvoller. Erzählt wird in vielen Rückblenden, wie die ledige Mutter Donna (Meryl Streep) als junge Frau in Griechenland landete und ihre Tochter grosszog. Für unvergesslichen Glamour inmitten der Freizeitkleidung sorgt der Auftritt von Cher. Mit blonder Perücke und aufgetakelt wie eine Dragqueen landet sie als Donnas ungeliebte Mutter im Helikopter auf der Insel. «Grossmutter, du bist nicht eingeladen», sagt Enkelin Sophie zum Empfang. «Das sind die besten Partys, Kindchen», antwortet Cher und schmettert wenig später zusammen mit Andy Garcia den Abba-Hit «Fernando».

Der Tag, an dem der Song gefilmt wurde, war der erste Tag, an dem Meryl Streep bei den Dreharbeiten anwesend war. «Es war phänomenal», sagte die 69-Jährige über ihre nur drei Jahre ältere Filmmutter. «Cher hat das Set zum Kochen gebracht. Sie stiehlt uns den ganzen Film!» Die 72-Jährige stiehlt nicht nur Filmszenen. Vor wenigen Tagen gab sie bekannt, dass sie neben «Fernando» aus Spass ein ganzes Album mit Cover-Versionen von Abba-Songs aufgenommen hat, das demnächst erscheint. «Klingt allerdings nicht wie das, was man sich vorstellt, wenn man an Abba denkt», sagt sie, «ich bin da etwas anders rangegangen.»

«Mamma Mia! Here We Go Again». Kinostart: 19. Juli.

## Max Frisch überwies ihm 20 000 Franken

Er ist ein Einzelkämpfer und eine der markantesten Stimmen der Schweizer Literatur. E. Y. Meyer über seine Freundschaft zu Suhrkamp-Verleger Siegfried Unseld, zu Frisch und Dürrenmatt und darüber, weshalb er bei der Masseneinwanderungsinitiative mit Ja stimmte. *Von Rico Bandle*



*Trubschachen ist überall:* Autor E. Y. Meyer, 71.

So stellt man sich den Urtypus eines Schriftstellers vor. Bärtig, etwas korpulent, mit schwarzem Hut, tiefer Stimme, wortgewaltig. E. Y. Meyer, 71, ist ein Monument der Schweizer Literatur. Mit seinem Erstling «In Trubschachen» erklimmte er bereits 27-jährig den Olymp: Siegfried Unseld, der Chef des führenden deutschen Literaturverlags Suhrkamp, erklärte das Buch zum wichtigsten der Saison. Die Stars der Branche scharten sich um ihn, der junge Berner galt als das kommende Literaturwunder.

Der Roman über einen sinnsuchenden Philosophiestudenten, der einige Tage im Emmentaler Dorf verbringt, traf den Zeitgeist: mit seiner Sprache, mit seinem Blick auf den abgelegenen Ort, der in Wahrheit ein Blick auf «die Welt in einer Nusschale» ist, wie Unseld schrieb. Meyer konnte den Spontanerfolg zwar nicht wiederholen, aber mit «In Trubschachen» gelang ihm der Durchbruch, in dessen Folge inzwischen ein ganzes Lebenswerk entstanden ist, das aus Romanen, Erzählungen, Essays, Theaterstücken und Gedichten besteht.

«Ypsilon», wie ihn seine Freunde nennen, umgab immer eine geheimnisvolle Aura. Stets war er ein Einzelgänger: unberechenbar, überraschend, kämpferisch. Nie liess er sich einer Gruppe zuordnen, weder literarisch noch bei seinen eigenwilligen Äusserungen zur Schweizer Politik.

Eigentlich wollten wir uns schon im Oktober 2016 treffen, zu seinem siebzigsten Geburtstag. Erst verschob er das Gespräch, um seinen neuesten Roman fertigzuschreiben, dann aus gesundheitlichen Gründen. Er hatte Darmkrebs. Der Roman ist zwar noch immer nicht veröffentlicht – «der kommt voraussichtlich nächstes Jahr» –, dennoch sitzt E. Y. Meyer mir nun in der Hotelbar des Berner «Kursaals» gegenüber, vor sich ein Glas Gin Tonic. Mit einem gesunden Teint, die Krankheit sei im Moment eingedämmt, wie er sagt.

**Herr Meyer, es sind genau 45 Jahre her seit der Publikation von «In Trubschachen». Kam der Ruhm für Sie zu früh?**

Ich war selber überrascht darüber, was der Roman auslöste. Die Besprechungen überschlugen sich. Man lud mich nach Deutschland zu Diskussionssendungen ein. War das zu früh? Ich glaube nicht. «In Trubschachen» ist bis heute immer noch der einzige Roman in deutscher Sprache, der konsequent in der «man»-Form anstatt der Ich-Form und zudem noch im Konjunktiv geschrieben ist. Und so etwas kann man eben nicht wiederholen.

**Das Feuilleton liebte das Buch, bei der Bevölkerung in Trubschachen löste es Empörung aus. Ich kann das nachvollziehen. Wie Sie als intellektueller Städter in das**

**abgeschiedene Dorf gehen, dort hochgestochen über Kant philosophieren – daneben wirkt die Dorfbewölkerung ziemlich zurückgeblieben.**

So hat das Buch aber ausserhalb von Trubschachen niemand gelesen. Es geht in dem Roman ja nicht um Stadt oder Land oder um «gescheit» oder «dumm», sondern um eine viel tiefere Dimension: um eine Reflexion über das Leben und den Tod nämlich. Und das Dorf Trubschachen ist dabei im Grunde auch gar kein realer Ort, sondern eine Metapher für die existenzielle Situation des Menschen. Ein Ort also, der überall auf der Welt sein könnte.

**Wie sind Sie denn auf die Idee gekommen, dieses Buch zu schreiben?**

Als ich damals sieben Tage in Trubschachen verbrachte, wollte ich überhaupt kein Buch darüber schreiben. Ich wollte einfach über die Neujahrsfesttage weg vom Trubel. Mein Philosophieprofessor, Georg Jánoska, hatte mir zuerst empfohlen, nach Eggwil zu gehen. Dort war aber kein Zimmer mehr frei. Seine zweite Wahl war Trubschachen. Also fuhr ich dorthin, zusammen mit meiner ers-

---

**«In der Schule wurde uns gesagt, wir dürften keine Sätze mit <man> machen. Das hat mich gereizt.»**

---

ten Frau, die im Buch allerdings nicht vorkommt. Ich machte nur ein paar Notizen, so wie immer. Zum Beispiel habe ich die Speisekarten abgeschrieben, sie kommen im Buch vor.

**Weshalb eigentlich die «man»-Form? Die Erzählfigur sagt nicht «Ich gehe», sondern «Man geht». Auch dadurch wirkt der Roman unnahbar.**

In der Schule wurde uns immer gesagt, wir dürften keine Sätze mit «man» machen. Mich hat gereizt, genau das Gegenteil zu tun: zu schauen, ob es möglich ist, nur mit «man» einen grösseren Text zu schreiben. Diese Form führt zwar zu einer Verallgemeinerung, aber die Figur des «man» wird trotzdem greifbar: Es drückt sich in ihr etwa aus, was jedermann passieren könnte. So dass sie in diesem Sinn also ganz und gar nicht unnahbar ist.

**Sie wurden mit Thomas Bernhard verglichen.**

Ich habe die ersten Bücher von Thomas Bernhard schon gelesen, als er noch unbekannt war. Bei Verlagsanlässen habe ich ihn dann ein paarmal aus der Entfernung gesehen. Er und Peter Handke waren die zwei grossen Namen im Verlag, die alle bewunderten. Ich bin aber nicht zu ihm gepilgert, wie etwa Hermann Burger; der hat dann auch etwas geschrieben über den Besuch.

**Als Sie Anfang dreissig waren, veröffentlichte der Suhrkamp-Verlag bereits einen Band**

**mit Texten über Sie, herausgegeben von Beatrice von Matt. Ein Ritterschlag, der sonst nur ganz grossen Autoren zuteilwird.**

Ich gebe zu, darauf hatte ich etwas gedrängt. Für mich war das eine schöne Sache. Unseld hielt mich für ein grosses Talent und hat mir diesen Wunsch erfüllt.

**Aus der Zusammenarbeit wurde eine enge Freundschaft mit Unseld. Wie hatten Sie den grossen Verleger eigentlich kennengelernt?**

Suhrkamp veröffentlichte vor «In Trubschachen» schon meinen ersten Erzählband – nachdem mir viele deutlich unbedeutendere Verlage abgesagt hatten. Damals besuchte ich Unseld während der Frankfurter Buchmesse. Seine Sekretärin liess mich in sein Büro, er reichte mir die Hand und sagte mit seiner tiefen Stimme: «Ein Reisender in Sachen Umsturz.» Das waren seine ersten Worte. Wir redeten lange, auch über das Schwimmen. Er schwamm jeden Tag. Danach schickte ich ihm immer ein Telegramm, sobald die Aare achtzehn Grad erreichte.

**Ein Telegramm?**

«Aaretemperatur 18 Grad», stand darauf, sonst nichts. Am nächsten oder übernächsten Tag war er bereits in Bern. Er stieg jeweils im «Bellevue» ab. Wir tranken an der Bar einen Gin Tonic, fuhren mit dem Taxi ins Eichholz, schwammen die ganze Aare-schlaufe hinunter bis zum Altenberg, das Taxi brachte uns die Kleider. Am Abend auf der «Bellevue»-Terrasse nahmen wir dann das Nachtessen ein. Das war unser Ritual.

Peter Meyer, wie der Schriftsteller mit bürgerlichem Namen heisst, ist in Pratteln aufgewachsen, in einfachen Verhältnissen. Der Junge schämte sich jeweils, den Beruf des Vaters zu nennen: Heizer in einer Reifenfabrik.

Zu Hause wurde viel gelesen. Der Vater war Anhänger von G. F. Ungers Wildwestromanen, die man damals an jedem Kiosk kaufen konnte. Auch Peter las diese Geschichten gern. Vor allem faszinierte ihn das G. F. im Autorennamen – was später mitverantwortlich dafür war, dass er sich E. Y. nannte, in Anlehnung an die Schreibweise seines Nachnamens Meyer.

Sein Studium der Germanistik und Philosophie brach Meyer ab, dafür liess er sich zum Primarlehrer ausbilden – wie so viele Schweizer Autoren seiner Generation. Allerdings arbeitete er nur kurz auf dem Beruf: Der frühe Erfolg ermöglichte es ihm, zum kleinen Klub der Autoren zu gehören, die sich ganz dem Schreiben widmen können.

**Der andere grosse Schweizer Suhrkamp-Autor jener Zeit war Max Frisch. Kam er auch manchmal mit zum Schwimmen?**

Nein. Ich weiss gar nicht, ob er gerne schwamm. In Zürich fuhr Max mit mir in

seinem Jaguar gern zum Essen irgendwohin aufs Land.

#### **Worüber haben Sie mit ihm gesprochen?**

Über die Weltlage, die Literatur, woran wir gerade schrieben. So genau weiss ich das nicht mehr.

#### **Stimmt das Gerücht, Max Frisch habe Sie in einer Notlage einmal grosszügig finanziell unterstützt?**

Ja. Ich hatte oft Geldprobleme. Meine Bücher wurden zwar gelobt, ich war bekannt und hatte auch beachtliche Auflagen, aber halt nie die ganz grossen Bestsellerzahlen. Deshalb war ich auf Stipendien und Preise angewiesen. Als ich wieder einmal ohne Geld dastand, habe ich ihm geschrieben. Er schickte mir umgehend einen Check über 20 000 Franken.

#### **War er ein so grosszügiger Mensch? Oder war das bloss eine gönnerhafte Geste, mit der er seinen Reichtum und Erfolg zur Schau stellen konnte?**

Nein, er war mir gegenüber sehr grosszügig, sehr kollegial. Wir haben uns sehr gut verstanden. Er hat mich auch in Bern besucht.

#### **Sie gingen 1993 weg von Suhrkamp zum neuen Verlag von Egon Ammann. Weshalb?**

Das war, im Nachhinein gesehen, vermutlich ein Fehler. Unter Unseld war der Verlag eine verschworene Gemeinschaft, wie von Hermann Hesse im «Glasperlenspiel» beschrieben. Die vielzitierte «Suhrkamp-Kultur» gab es tatsächlich. In meinem Roman «Das System des Doktor Maillard» hatte ich nun aber ein paar Seitenhiebe gegen Thomas Bernhard und Peter Handke platziert, damals die zwei unangefochtenen Stars im Verlag. Unseld, der das Buch selber lektorierte, verlangte, dass ich das rausstreiche. Ich hab's dringelassen, aber abgeschwächt. Unseld akzeptierte, sagte aber, er werde keine Werbung machen für das Buch. Und für den nächsten Roman verwehrte er mir einen Vorschuss. Ich brauchte aber dringend Geld. Deshalb wechselte ich zu Ammann. Verleger Egon Ammann hatte mir grosse Versprechungen gemacht, die meisten davon dann aber nicht gehalten.

#### **Mit der Freundschaft zu Unseld war es dann auch vorbei?**

Ja, er war sehr sauer. Meine Bücher verschwanden bei Suhrkamp, wurden nicht

weiter vertrieben. Zum Schwimmen kam er auch nicht mehr.

#### **Eine andere wichtige Ansprechperson für Sie war Friedrich Dürrenmatt.**

Ihm konnte ich auch am Morgen um zwei anrufen. Wir diskutierten vor allem über naturwissenschaftliche Themen, über den zweiten Hauptsatz der Thermodynamik, über Entropie und Negentropie. Er kannte sich in dem Bereich sehr gut aus. In der Schule hatte ich das nie richtig verstanden. Mit Dürrenmatt konnte ich dies nachholen. Auch über die Sterne haben wir viel gesprochen.

#### **Wie haben Sie ihn erlebt?**

Als sehr offenen Menschen. Einmal lud er mich zum Geburtstag ein. Ich sagte ab, da meine Schwester am selben Tag Geburtstag hatte. Da meinte er: «Nimm sie doch einfach mit.» Also gingen wir zu ihm, ich hatte eine Polaroidkamera dabei, damals eine Neuheit. Er war begeistert von dem Apparat, nahm ihn in die Hand, machte Grimassen und mehrere Aufnahmen von sich. Diese Fotos sind jetzt alle im Literaturarchiv in der Nationalbibliothek.

#### **Die ersten Selfies.**

Ja, Selfies vor den Selfies. Diese Zeit vermisse ich schon. Auch mit Peter Bichsel hatte ich guten Kontakt, ihn habe ich oft in Bellach besucht. Er kochte jeweils Spaghetti, seine Frau die Sauce. Bei ihm hörte ich zum ersten Mal «Bella ciao» und andere sozialistische Lieder aus Italien. Ich sollte ihn wieder einmal besuchen. Das letzte Mal habe ich ihn an der Beerdigung von Kurt Marti gesehen.

E. Y. Meyer hat sich stets politisch engagiert, vor allem für Umweltsachen. Zum Gespräch hat er ein Flugblatt mitgebracht, mit einem Bild darauf, auf dem der Turm des Berner Münsters zerbricht. «Stopp dem Wachstumswahn» heisst es darauf, unten ist das Logo der Rechtspartei Schweizer Demokraten abgebildet. Meyer erzählt, wie er schon 1977 in seinem Roman

«Die Rückfahrt» den Zerfall des Berner Münsters beschrieb, auch sein Buch war eine Kritik am Wachstumsstreben. Dass sich nun ausgerechnet eine Rechtspartei für dieselben Anliegen einsetzt wie er, darüber wundert er sich: «Die haben ja recht, nur hätten sie auf dem Flugblatt auch vor sich selbst warnen müssen.»

Die Verschandelung der Landschaft, das Bevölkerungswachstum, die Ökonomisierung des Lebens sind die Themen, die ihn bis

heute beschäftigen. Dabei nimmt er auch Positionen ein, die in der Kulturszene eigentlich die umgehende Exkommunikation zur Folge haben. 1998 zum Beispiel forderte er in einem ironischen Essay in der NZZ den Beitritt der Schweiz zur USA anstatt zur EU (damals EG). Und auch schon die 68er Bewegung war ihm suspekt: «Da habe ich nicht mitgemacht. Ich

#### **«Die Kulturszene ist mir egal. Enttäuscht bin ich vor allem von der Grünen Partei.»**

mag diese Massensachen nicht.» Er sei halt Einzelgänger, «schon als Kind bin ich das gewesen, das ist meine Veranlagung».

#### **Sie haben sowohl der Masseneinwanderungsinitiative als auch der Ecopop-Initiative zugestimmt. Dürfen Sie sich in der linken Kulturszene überhaupt noch sehen lassen?**

Die Kulturszene ist mir egal. Enttäuscht bin ich vor allem von der Grünen Partei. Das Hauptproblem heute ist doch eigentlich nicht der Klimawandel, sondern die Überbevölkerung, die diesen verursacht. Ein existenzielles Problem, das schon Mao Zedong klar erkannt hat und dem er mit seiner Ein-Kind-Politik zu begegnen versuchte. Trotzdem soll die explosionsartige Zunahme der Weltbevölkerung zurzeit um die drei Menschen pro Sekunde betragen. Wir sitzen in der Wachstumsfalle, und das gefährlichste Wachstum ist das der Weltbevölkerung. Dies anzusprechen, ist aber ein Tabu. Lieber nimmt man eine nächste Katastrophe in Kauf, die dann wieder etwas Platz schafft. Wie die zwei Weltkriege oder die Spanische Grippe, die mehr Tote verursacht hat als die zwei Weltkriege zusammen. Auf so etwas steuern wir dann halt wieder zu.

#### **Früher gab es unter den Linken noch mehr Diversität: Die Grünen waren gegen den EWR und gegen die Neat. Heute wäre das undenkbar. Es gibt nur noch eine linke Einheitsmeinung.**

Das ist so. Das Problem des Bevölkerungswachstums darf nicht angesprochen werden. Seit meiner Geburt hat sich die Bevölkerung der Schweiz verdoppelt. Ich spüre das, ich fühle mich beengt. In meinem neuen Buch wird dies eine Rolle spielen. Ich schaue dabei auf mein Leben zurück, ganz nach Kierkegaard: «Das Leben wird vorwärts gelebt und rückwärts verstanden.»

#### **Was ist die Lösung? Gemäss Fachleuten steht die grosse Zuwanderung aus Afrika erst bevor: Hunderte Millionen werden sich auf den Weg nach Europa machen, aus verständlichen Gründen. Wollen Sie die Armee gegen die Einwanderer aufbieten?**



Max Frisch (1967).

**«In Zürich fuhr Max mit mir in seinem Jaguar gern zum Essen irgendwohin aufs Land.»**

Wir müssen uns auf jeden Fall bewusst sein: Mit dem Wohlfühlleben ist es bald vorbei. Alles wird härter. Es wird nicht anders gehen, als dass die EU die Aussen Grenzen besser sichert, wenn sie im Innern die Grenzen aufmacht. Wir in der Schweiz sollten versuchen, unsere Eigenheiten zu verteidigen: unsere Sprache, die sich vom Hochdeutschen unterscheidet, die direkte Demokratie.

**Wenn man Ihnen zuhört und Ihre Texte liest, so hat man das Gefühl, die Welt stehe knapp vor dem Abgrund. Sie sind ein unverbesserlicher Pessimist!**

Nein, ein Realist. Ich sehe die Gefahren, die die Bubis im Silicon Valley mit ihren Weltverbesserungsideen nicht sehen wollen. Diese Zauberlehrlinge versprechen, aus der Welt einen besseren Ort zu machen. Dabei haben sie nur ein weiteres Tor zur Hölle geöffnet! Wenn wir beginnen, an den Grundbausteinen der Materie und des Lebens herumzubasteln – den Atomen, den Genen und dem menschlichen Geist –, in der Meinung, wir könnten eine bessere, künstliche Natur schaffen, so ist das ein grosser Irrtum. Mir kommen diese Leute vor wie Kinder, die eine Uhr auseinandernehmen und dann nicht mehr zusammenbringen.

**Das Internet, alle Informationen ständig verfügbar zu haben, ist doch auch grossartig!**

Alles hat zwei Seiten. Ich bin zum Beispiel ein früherer Gegner der Atomenergie. Aber heute brauchen wir alle Elektrizität, wir sind jetzt sogar total abhängig von ihr. Ich auch. Und andererseits bin ich natürlich um die moderne Medizin wiederum recht froh...

**... ohne sie wären Sie längst tot.**

Stimmt. Einmal pro Woche gehe ich in ein Aquafit-Training mit lauter anderen Herzpatienten. Alles Untote: Ohne die moderne Medizin wäre keiner von uns mehr da.

**Die Konsequenz der Fortschrittsskepsis wäre, dass man diese Leute sterben lässt.**

Zum Teil wollen Kranke das ja auch. Denn die ganze Sache mit der Sterbehilfe und Exit ist ja eine Art Gegenbewegung zum medizinischen Fortschritt mit all seinen lebensverlängernden Massnahmen.

Achtundzwanzig Jahre lang hat der Schriftsteller in einem alten Gutshaus in Bern-West gelebt, zusammen mit seiner zweiten Frau, der rumänischen Bühnenbildnerin Florica Malureanu. Das Landgut wurde in den drei Jahrzehnten zunehmend von hässlichen Hochhäusern und Einkaufszentren

eingekreist – der Schriftsteller musste von seinem Wohnzimmer aus mit ansehen, wie seine apokalyptischen Prophezeiungen Wirklichkeit wurden. Vor fünf Jahren war er gezwungen, seine Oase zu verlassen, die Stadt wollte die Liegenschaft umnutzen. Für Meyer eine Katastrophe. Seine Originaltexte und Aufzeichnungen übergab er dem Schweizer



*Die ersten Selfies: Friedrich Dürrenmatt, um 1950.*

Literaturarchiv, eine schmerzhaft Angelegenheit.

Meyer stösst immer wieder auf Leute, die ihm wohlgesinnt sind. So auch während seiner Krebserkrankung. «Ich habe gute Ärzte, die nicht nur meinen Körper und meine Seele le-

---

**«Wir müssen uns bewusst sein: Mit dem Wohlfühlleben ist es bald vorbei.»**

---

sen, sondern auch meine Bücher. Erfreulicherweise.» Auch den Umzug hat er schliesslich gut überstanden. Jetzt lebt er nahe der Aare unterhalb der Kornhausbrücke, wo er vor seiner Zeit im alten Gutshaus schon einmal zwei Jahre lang gelebt hat.

**Was lesen Sie am liebsten für Bücher?**

Eben habe ich den letzten Roman von John le Carré gelesen. Ich lese alles von ihm. Sogar mehrmals. Aber wenn ich schreibe, lese ich sonst fast nichts.

**Weshalb le Carré?**

Er hat einen wunderbaren Stil, eine wunderbare Sprache. Das ist selten bei Krimis oder Spionageromanen. Das ist wirklich gute Literatur. Das pure Gegenteil der James-Bond-

Romane von Ian Fleming. Zudem sind die Bücher hochaktuell, hervorragend recherchiert. Ich habe mit ihm jetzt auch Briefkontakt aufgenommen.

**Was schreiben Sie einander?**

Das möchte ich für mich behalten. Er erinnert sich aber gern an seine Zeit in Bern zurück, als er kurz nach dem Krieg hier studierte und auch gerne in der Aare schwamm.

**Hatten Sie von ihm gehört, als er in Bern studierte?**

Unmöglich, denn ich bin ja fünfzehn Jahre jünger und war damals gerade einmal ein Jahr alt. Da habe ich noch nicht einmal Wildwestromane gelesen. Aber es gibt schon Parallelen: Ihn hat in Bern ja der grosse Germanist Fritz Strich unter seine Fittiche genommen, dieser hat ihn stark geprägt. Bei mir war es Georg Jánoska. Getroffen haben wir uns leider noch nie. Auch als er den Ehrendoktor in Bern entgegennahm, habe ich ihn verpasst.

**Haben Sie nie mit dem Gedanken gespielt, auch einmal populärer zu schreiben?**

Mein Roman «Das System des Doktor Maillard oder Die Welt der Maschinen» war durchaus populär. Er galt bei den jungen Techno-Menschen, wie ich gehört habe, sogar als ein Kultbuch – und hat mich ja auch auf eine nicht uninteressante Kandidatenliste gesetzt [Meyer stand auf der offiziellen Nominiertenliste

für den Literaturnobelpreis, Anm. d. Red.]. Einen «richtigen Krimi», wie Sie wohl meinen, wollte ich zwar schon immer wieder einmal schreiben, aber es kam stets etwas anderes dazwischen: Frauengeschichten, die Scheidung und so fort.

**In Ihren letzten Romanen, «Wandlung» und «Apotheose», geht es um einen Männerklub, der geheimbundmässig zusammenkommt. Solche Männerklubs, das darf es heute nicht mehr geben, das liefe wohl unter Sexismus.**

In den Büchern steht nicht der Männerklub im Zentrum, sondern die Kreativität dieser Männer. Und bei der Machtfrage zwischen Männern und Frauen, auf die Sie mit «Sexismus» ansprechen, sollte man nicht unterschlagen, dass nicht nur die Männer Macht haben, sondern durchaus auch die Frauen. Das wusste schon Aristophanes, als er die Komödie «Lysistrata» schrieb, in der die Frauen in den Sexstreik treten und so einen Krieg beenden.

**Sind Sie eigentlich manchmal froh darum, dass Sie nicht mehr jung sind?**

Ich merke gar nicht, dass ich nicht mehr jung bin. Vom Körper her schon. Aber sonst muss ich mir mein Alter immer wieder in Erinnerung rufen.

# Der Frauenflüsterer

Rapper Drake umgibt sich mit der beständigen Aura des Beleidigtseins. Ein Lebensgefühl, mit dem er die Massen erreicht: Der Kanadier ist jetzt grösser als die Beatles.  
Von Claudia Schumacher

Gefühl provoziert Gegengefühl, so ist man mitunter fast ein wenig beleidigt, sieht man in Drakes permanent beleidigtes Gesicht. Und wenn er rappt, wird seine Stimme am Ende eines Reims oft hart. Dann knallt das fast wie eine Ohrfeige.

Die demonstrative Aura des Übervorteilt-werdens macht es aber irgendwie auch leichter, dem Mann seinen Übererfolg zu gönnen: Drake hat sieben Songs seines neuen Albums «Scorpion» (erschieden am 29. Juni) in den Top Ten der US-Charts – auch einen mit dem Titel «I'm Upset», passend zu seiner offenbar programmatischen Mimik.

Damit hat er einen Chart-Rekord geknackt, den bisher die Beatles hielten: Sie hatten 1964 fünf Songs gleichzeitig in den Top Ten – zwei weniger als Drake jetzt. Ausserdem sind alle 25 Stücke seines Albums in den Top 100 vertreten, das ist ein ziemlicher Wahnsinn. Offenbar ist Drake einer der wenigen Kanadier, die die Amis nicht nur provinziell und herzlich finden.

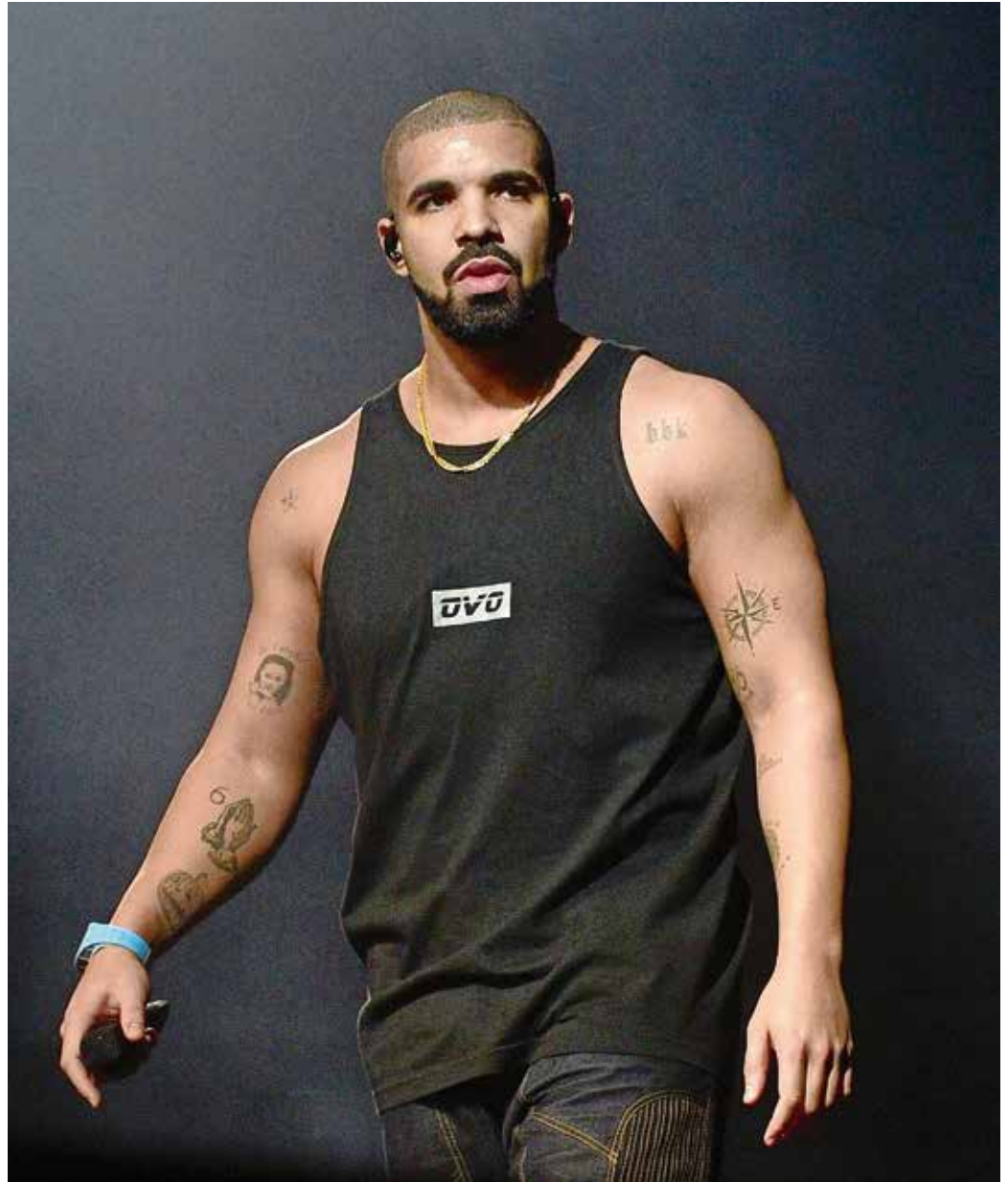
## Schreien vor Lebenslust

Aber womit hat der 31-Jährige seinen Monstererfolg verdient?

Simpel beantwortet: Drake rappt, singt aber auch R&B, und das tut er mitunter in geradezu samtig-weichen Tönen. «Scorpion» ist mittig geteilt: Vorne rappt Drake, hinten singt er die Lieder. Nichtrepräsentative Umfragen im Freundeskreis ergeben: Männern gefallen die Rap-Titel besser, Frauen mögen die gesungenen Stücke.

Ein gutes Beispiel für den Drake-Zauber ist «Nice for What», derzeit an der Spitze der US-Charts, ein Titel von der gesungenen Hälfte des Albums. Unter den sehr tanzbaren Beat hat Drake Lauryn Hills «Ex-Factor» gelegt, einen der schönsten Songs vom legendären Album «The Miseducation of Lauryn Hill», das 2018 sein Zwanzig-Jahre-Jubiläum feiert. Damit verneigt sich der 31-jährige Rapper und R&B-Sänger vor einer Musikerin, die seine Generation wie kaum eine zweite geprägt hat.

Er feiert aber nicht nur Lauryn, er feiert die Frauen. Im Video zu «Nice for What» marschieren sie auf: Misty Copeland, Rashida Jones, Olivia Wilde, Michelle Rodríguez, Zoe Saldana und so weiter – Frauen verschiedener Hauttöne, Haarlängen, Kleidergrößen, Altersklassen und unterschiedlicher sexueller Orientierung. Frauen mit Charakter, die im Video mehr tun dürfen als mit dem Hintern wackeln:



Bestimmt ein ganz netter Typ: Popstar Drake, 31.

Sie streiten mit Männern am Verhandlungstisch, betrachten sich in all ihrer Girlbossigkeit selbstkritisch auf dem Rücksitz ihrer Li-

## Solche, die ihr Gefühlsleben differenziert reflektieren, sind da eine willkommene Abwechslung.

mousine, tanzen Ballett (Misty Copeland ist die erste schwarze Primaballerina des American Ballet Theatre), lachen, reiten ein Pferd, schreien vor Lebenslust, rauchen eine Zigarre, wirbeln Kinder herum, schauen zart-verletzt,

verführen, schweben im Yoga-Sitz durch den Raum, tanzen über den Dächern der Grossstadt, fahren Kart, tragen Sneakers unter dem Ballkleid und einen Hoodie darüber, machen Arschbomben ins Wasser, lieben sich gegenseitig. Kurzum: Sie zeigen ihre Persönlichkeit – nicht nur den Teil davon, der angeblich den Männern gefällt. Frauen, wie sie sind. Und das im Hip-Hop! Das ist wirklich nice.

Drake währenddessen: Tanzt abseits von ihnen, wie er das schon vor #MeToo gemacht hat, er kommt ihnen nicht zu nahe, er lässt sie machen, fährt auf Rollschuhen rum, ganz der tiefgründige Schlingel, der die Welt nimmt, wie

sie ist, der die Frauen nimmt, wie sie sind, und er singt ihnen entgegen: «And you showin' off, but it's alright / It's a short life, yeah.»

### Manchmal plump

Gemacht hat das wunderbare Video übrigens die kanadische Musikvideo-Regisseurin Karina Evans. Auch das ist ziemlich cool: Drake hat der nur 22-Jährigen eine Riesenchance gegeben. Sie war's wert: Man schaut das Video nicht an, weil es eine 22-jährige Frau gemacht hat. Man schaut es an und ist so begeistert, dass man sich für die Person interessiert, die es gemacht hat. Und dann freut man sich, dass es zur Abwechslung mal eine Regisseurin ist, und man staunt über ihre Jugend. Drake ist ein Frauenmann, das ist Teil seines Zaubers.

Aber ist das Lied eine reine Hymne aufs weibliche Geschlecht? Nein. Es ist Drake. Der macht es sich und den anderen nie so leicht. So ist Lauryn Hills «Ex-Factor» im Tempo gesteigert, klingt geradezu hysterisch, und runtergerasselt wird ein Forderungskatalog: «Cry for me, cry for me, you said you'd die for me / Give to me, give to me, why won't you live for me?»

Drake ist zwar ein Frauenmann, aber wenn es eine Sorte Menschen auf der Welt gibt, die ihn ganz besonders oft nervt, die ihn total beleidigt macht, dann sind das eben auch: die Frauen. So ist das in vielen Drake-Songs, auch in «I'm Upset». Man könnte ja erwarten, hinter dem Titel verstecke sich eine politische Ansage, etwa gegen Trump oder so. Aber Polit-Rap ist seine Sache nicht. In «I'm Upset» ist Drake beleidigt, weil die Frauen, die er trifft, ihm zu teuer sind: «I'm upset / Hunnid thousand on my head, it's disrespect / So offended that I had to double check.» Tja, so plump kann Drake manchmal sein. Für den Song reicht's im Moment auch «nur» auf Platz sieben der Charts.

### Taylor Swift des Hip-Hop

Es sind die schwächeren Songs, Songs wie dieser, die Drake den Vorwurf einhandeln, auf langweilige Weise um sich und sein unmittelbares Umfeld zu kreisen. Selfie-Rap. Aber so ist das eben: Drake ist die Taylor Swift des Hip-Hop. Verletzungen im Beziehungswirrwarr: sein Kerngeschäft. Während Swift davon lebt, drüber zu singen, wie sie die Männer liebt, von diesen aber zu wenig oder zu schlecht zurückgeliebt wird, liefert Drake das gegenteilige Narrativ: Er liebt Frauen, die ihn nerven, einfach nicht zurück – ätsch! Klingt plump? Ist es auch manchmal. Aber hören Sie sich mal diese Drake-Songs an: «Doing It Wrong», «Look What You've Done» oder «Hate Sleeping Alone». Alle drei sind vom Album «Take Care» (2011), das emotional besonders intensiv war. Ehrlicher und vulnerabler wurde selten über das universale Mann-Frau-Ding gerappt und gesungen.

Warum soll es überhaupt ein Problem sein, dass Drake keine politische Agenda hat?

Männer, die politisch denken, gibt es doch genug. Solche, die ihr Gefühlsleben differenziert reflektieren, sind da eine willkommene, seltene Abwechslung.

Die unvorhergesehene Entwicklung des Aubrey Drake Graham zum Überflieger begann im Jahr 1986, da wurde er geboren, in Ontario. Die Mutter: eine weisse Kanadierin, Jüdin und Floristin. Der Vater: ein afroamerikanischer Schlagzeuger. Sie liessen sich scheiden, als Drake fünf Jahre alt war. Der Vater fehlte ihm. Drake wuchs bei der Mutter in Toronto auf, in einfachen Verhältnissen. Weil er Jude, schwarz und sozial randständig war, ist er laut eigenen

### Er liebt Frauen, die ihn nerven, einfach nicht zurück – ätsch!

Angaben gemobbt worden. Dann begann er zu schauspielern und brach die Highschool ab, spielte in einer Jugendserie mit.

Musik machte er auch, aber das zündete nicht sofort. Er biss und biss, konnte andere Rapper wie Jay-Z und Kanye West für sich begeistern, blieb aber ohne Vertrag. Bis 2009, da brach er durch mit «Best I Ever Had» – und plötzlich stritten sich die Labels um ihn. Ab 2010 gab's fast nur noch Number-eins-Hits von Drake. «Scorpion» ist sein fünftes Studioalbum. Seinen Ruf als Frauenmann konnte Drake nicht nur durch sein geradezu feministisches Engagement festigen, sondern auch mit Beziehungen zu wow-Frauen wie: Rihanna, Madonna oder Nicki Minaj.

Auf dem neusten Album bestätigt Drake, dass er einen unehelichen Sohn hat. Angeblich ist die Mutter ein Pornostar. Drake rappt: «She not my lover like Billie Jean but the kid is mine.» Er habe nur einmal mit der Frau geschlafen. Und jetzt: «Single father, I hate when I hear it.» Er sei doch auf jedem Album seine Eltern angegangen, wegen der Scheidung. Beschämt sei er nun, ihnen zu sagen, dass er selbst als Co-Elternteil endete. «Always promised the family unit» und «It's breaking my spirit». Ach, Drake.

Man kann es sich als Frau fast nicht anders vorstellen: Der Drake, das ist so ein gefühlvoller Mann, bestimmt ein ganz netter Typ – trotz seiner Fehler und dieser offensiven Schnute. Und den Männern signalisiert er: Du kannst ein ganzer Kerl sein, auch mit Schnute. Als Kindsman mit Schnute kann man sogar verdammt gross werden. Grösser als die Beatles.



Drake: Scorpion.  
CD. Republic/Universal

## Fernseh-Kritik

### Dr. Untereggers Show

Von Rico Bandle



Geistreich: Moderator Unteregger.

Es ist, als wäre die Sendung für ihn erfunden worden. Der Komiker und Arzt Fabian Unteregger präsentiert seit vorletzter Woche auf SRF eine Quizshow, bei der ein Ärzteteam gegen googelnde Laien kämpft. Dabei geht es darum, wer anhand von Krankheitssymptomen die korrekten Diagnosen stellt. Die Profis müssen sich allein auf ihr Wissen abstützen, die Laien haben einen Laptop mit Internetzugang zur Verfügung.

«Ärzte vs. Internet» heisst das einfache, aber reizvolle Format. Erfunden hat es der norwegische Staatssender NRK, der mit der Sendung fast 50 Prozent Marktanteile erreicht und die Idee weltweit verkaufen konnte – auch in die Schweiz.

Eingekaufte TV-Formate tendieren oft dazu, etwas steril zu wirken, da jeder Schritt vorgegeben ist. Das ist auch hier der Fall. Man hört zum Beispiel Applaus, sieht aber das Publikum nie. Kommt der Beifall vom Tonband?

Fabian Unteregger aber führt rasant und geistreich durch diesen Wettstreit, bei dem es zwar nichts zu gewinnen gibt, der aber höchst unterhaltsam und lehrreich ist. Das Ärzteteam ist hervorragend besetzt. Die zwei Herren und die Dame im Arztkittel zeigen viel Selbstironie. Was wenig verwundert: Sähen sie sich als Götter in Weiss, würden sie kaum bei einem solchen Spiel mitmachen.

Unteregger moderiert souverän, bleibt dabei aber noch etwas zu brav: Gerne dürfte er ab und zu seine drei Berufskollegen etwas auf die Schippe nehmen. Die sympathischen Ärzte würden dies zweifellos ertragen, zumal sie sich bislang keine Blösse gaben: Die ersten zwei Sendungen haben sie locker gewonnen.

Ärzte vs. Internet: Montag, 20.05 Uhr, SRF 1

# Viva Vivaldi

222 Künstler und über 200 Stunden Musik auf 55 CDs: Das ist bis jetzt die bedeutende Vivaldi-Edition bei Naïve, die nun endlich fortgesetzt wird. *Von Manuel Brug*

**H**urra! Es geht weiter! Das war vor einem halben Jahr eine sehr gute Nachricht, die zu einer Art Klassenausflug in den Emilia-Ort Bagnacavallo (Pferdetränke), führte. Dort, in dem pittoresken Städtchen im Windschatten Ravennas mit dem schönen Namen, sitzt inzwischen die von dem Organisten und Cembalisten Ottavio Dantone geleitete Alte-Musik-Formation Accademia Bizantina. Und hier trafen sich Vertreter von Platten- und Vertriebsfirmen sowie der Presse, um an einem Konzert und einer CD-Präsentation Zeugen davon zu werden, dass es neuerlich anfängt mit einem der schönsten, langwierigsten und aufwendigsten Aufnahmeprojekte der jüngeren Plattengeschichte: der inzwischen seit achtzehn Jahren laufenden Turiner Vivaldi-Edition.

## Etwas fürs Auge

Vor drei Jahren war das gewaltige, einst von der Firma Opus 111 mit der Cappella de' Turchini initiierte, dann, nach deren Aufkauf, von der französischen Firma Naïve mutig geschulterte Unternehmen ins Stocken gekommen. Doch inzwischen haben die Franzosen neue Geldgeber, und jetzt präsentierte sich als Gesicht der Edition wiederum die amerikanische, schon lange in Italien lebende Musikforscherin Susan Orlando. Und getreu ihrem Motto «Vivaldi has to swing» geht es jetzt mit den letzten zwei Dutzend CD-Ausgaben weiter.

Zunächst ist die hinreissende Pasticcio-Oper «Dorilla in Tempe» mit so bewährten Vokalkräften wie Romina Basso und Sonia Prina unter Leitung des in Lugano wirkenden Darmsaiten-Irrwischs Diego Fasolis mit seinen I Barrocchisti sowie dem Chor der Radiotelevisione svizzera erschienen. Zurzeit kommen die dritte Folge der «Concerti per archi» sowie die «Concerti per viola d'amore» mit Dantone und der Accademia Bizantina. Und auch Sergio Azzolini freut sich schon auf eine neue Folge der berühmten Fagottkonzerte. Berühmt vor allem deshalb, weil Vivaldi eine unglaubliche Menge der Stücke für die herrlich brummeligen Dinger verfertigte.

So hat eben jede Zeit ihre Mode. Musikalisch wie optisch. Doch auch die neuen CDs der Vivaldi-Edition halten an ihrem von Naïve eingeführten Markenzeichen fest: den Covergirls. Anfangs gefiel das vielen Puristen nicht, die arg modischen Model-Damen mit schrillum Make-up – zu austauschbar, zu glamourös. Doch diese stummen Schönheiten blieben. Man kauft CDs



*Herrlich brummelige Dinger:* Ottavio Dantone (vorne in der Mitte) und seine Accademia Bizantina.

heute eben auch mit dem Auge. Der Inhalt der Platten dagegen überzeugte fast immer. Ja, man freute sich irgendwann sogar ungeduldig auf das nächste von Denise Rouve jeweils eigens fotografierte Musikmädchen.

Turin, einstige Hauptstadt des Herzogtums Savoyen, versteckt seine architektonischen

## Vielen Puristen waren die arg modischen Covergirls zu austauschbar, zu glamourös.

Barockperlen, seine Museen wie auch seine kulinarischen Feinessen immer noch gern hinter dem Image der uninteressanten, aber tourismusfreien Industriestadt. Deshalb hat man auch um die sich im Ostblock-Ambiente präsentierende, da im Krieg zerstörte Biblioteca Nazio-

nale Universitaria samt ihren Notenschätzern wenig PR-Wind gemacht. Dort ist es zwar nicht üblich, aber durchaus möglich, bei hellstem Tageslicht etwa über das in weisses Leder eingebundene Papier der Originalpartitur von Antonio Vivaldis berühmtester Oper, «Orlando furioso», zu streichen. So viele flüchtig hingeworfene, leider auch schon vom Tintenfrass der Eisengallustinte bedrohte Noten!

Diese 1727 in der Lagunenstadt uraufgeführte, an köstlichen Arienschätzen reiche Oper stammt nicht nur von einem der berühmtesten Barockkomponisten, sie gehört auch zu den Hauptwerken ihrer Zeit. Und obwohl es davon Ende der siebziger Jahre eine aufsehenerregende (wenngleich wenig authentische) Gesamtaufnahme mit Marilyn Horne und Victoria de los Angeles gab, löste diese keineswegs einen Vivaldi-Boom aus – im



Gegenteil. Dabei enthalten die 27 Turiner Bände mit mehr als 450 Werken, die kurz vor dem Zweiten Weltkrieg nach einer verschlungenen Odyssee aus Venedig per Zufall nach Piemont gelangten, nicht weniger als Vivaldis privates Notenarchiv. Eine absolute Rarität für Komponisten dieser Zeit.

### Ende des Nähmaschinen-Barock

Neben einer Vielzahl schon früh gedruckter Concerti schlummert hier eine der tollsten Sammlungen italienischer Vokalmusik. Da finden sich Opern und Kantaten, Weltliches und Geistliches. Und es wundert immer noch, warum es so lange dauerte, bis diese – im Zuge des anschwellenden Händel- wie Barock-Booms auf den Opernbühnen der Welt – ausgewertet, aufgeführt und schliesslich eingespielt wurde. Die von dem legendären Musikwissenschaftler Alberto Basso angeregte, dann von Susan Orlando praktisch realisierte Turiner Vivaldi-Edition startete zunächst mit kräftiger Finanzförderung durch die Provinz. Von Anfang an waren dabei die besten der jüngeren italienischen Barockensembles involviert, und freilich wurde, je nach Genre, auch auf Musiker aus Frankreich oder Deutschland zurückgegriffen. Hauptsache, der Nähmaschinen-Barock à la I Musici oder I Solisti Veneti hatte ein Ende.

Parallel wurden verschiedene Teilgenres gleichzeitig neu aufgerollt. Da gibt es Abteilungen mit Solokonzerten und Concerti grossi, mit der lange vernachlässigten geistlichen Musik, die freilich auch schon von Vittorio Negri (bei Philips) oder Robert King (bei Hyperion) eingespielt worden war – und eben die inzwischen besonders Furore machenden Opern. Nach dem immer noch andauernden Händel-Boom schien dafür die Zeit reif. Etwa fünfzig Libretti von angeblich hundert Opern haben sich erhalten. Komplette Partituren gibt es aber nur von sechzehn Opern, vierzehn davon lagern in Turin und zwei in Berlin.

Doch die Archäologen sind längst ausgeschwärmt. Denn Vivaldi, der 1741 verarmt in Wien starb, hatte einst eine europaweite Anhängerschaft, seine Noten sind weit verstreut. Und noch ist das frisch entfachte Vivaldi-Fieber nicht erloschen – was diese Edition weiter vorangebracht hat. 55 CD-Veröffentlichungen mit über 220 Stars der Barockmusik gibt es bisher, 24 folgen noch. Über 800 000 CDs wurden davon verkauft. Und im Herbst kommt schon die nächste, eben in Bagnacavallo aufgenommene Oper «Giustino».



Antonio Vivaldi:  
Dorilla in Tempe.  
Naïve. 2 CDs



An welcher Kraftquelle hat sie sich genährt? Rock 'n' Rollerin Delila Paz.

### Festivals

## Oh Delila!

Ihre Stimme ist zart wie seit Joan Baez keine. Ihr Zorn flammt auf wie seit Patti Smith nicht mehr. Delila Paz aus der Bronx ist die Offenbarung dieses Sommers. Von Urs Gehrig

**F**rauenfeld, Greenfield, Gurten, rastlose Festival-Seele, was suchst du so weit, wenn in Montreux Erlösung wartet?

Im Strawinsky-Saal steht eine zierliche Frau, getaucht in ein Bündel Licht, Delila Paz mit Namen. Braunes Haar, das an den Wangen klebt. Augen wie Kohlen, die im Innern leise glühen. Und dann beginnt sie zu singen. Glockenhell und dreckig rau. Zu stampfenden Rhythmen schiesst ihre Stimme aus Untiefen hoch.

«Gotta hold that fire / for you lay that burden down / carry it higher / for you lay that burden down / oh-ho oh-ho.»

Delila, Despotin des Glücks! Wie lange hat man Vergleichbares nicht gehört? Und jetzt, da sich diese Stimme sanft über den Saal legt wie rieselnder Schnee auf eine Winterlandschaft, ist man fassungslos, dass man so lange ohne sie leben konnte.

An welcher Kraftquelle hat sie sich genährt? «In der Bronx», sagt Delila später im Séparée. Aufgewachsen ohne Vater, bei einer Mutter, die sich als Postbeamtin durchs Leben schlug. Nur für sie, Delila, ihr einziges Lieb und Gut.

Unausstülpbar trägt Delila das Getto in sich. Ihre Texte handeln von Menschen, die weit weg wohnen von hier, von Geschundenen und Verlierern. Delilas Stimme, zart wie seit Joan Baez keine, getrieben von Zorn wie seit Patti Smith keine mehr, löst Groteskes aus. Begleitet von ihrer Band mit dem programmatischen

Namen The Last Internationale, lässt sie die Schicksale der Geplagten aufleben, dergestalt, dass sich am glitzernden Gestade von Montreux heimlich Fäuste ballen, wenn Delila singt: «Workers of the world unite».

«Ihre Stimme ist das eine», sagt Band-Partner Edgey Pires. «Aber du musst das «Etwas» haben. Sie hat es, und es verändert sich dauernd auf eine Art, die auch ich nicht begreife.»

Nach ihren Konzerten, erzählt Delila, würden immer wieder junge Frauen auftauchen, die ihr sagen, wie wichtig sie sei in ihrem Leben. Für sie ist Delila mehr als Rock 'n' Roll, für sie ist sie eine Offenbarung. Das Geheimnis ihrer Magie? Delila selbst kann es nur erahnen. «Vielleicht weil ich mich nackt ausziehe, bis auf die Seele», sagt sie. «Ich werde emotional und verliere mich.» Besonders, wenn die Elektronik Pause macht und sie allein mit Gitarre auf der Bühne steht.

«You don't have to be loud to be heavy as shit», flüstert sie in Montreux in den Saal und wischt sich eine Träne ab, bevor sie weiterzieht in eine andere Stadt. Farewell Delila, flüchtige Bekanntschaft eines Abends, wie flach wäre dieser Sommer, wühltest du ihn nicht auf.

The Last Internationale haben im Vorprogramm von The Who, Neil Young und Robert Plant gespielt. Ihr neues Album «Soul on Fire» kommt demnächst auf den Markt.

Bandlink: <https://www.tlinc.com/>



## Die Bibel

# Der sanfte Terrorismus

Von Peter Ruch

**P**rüfet aber alles, das Gute behaltet! (1. Thessalonicher 5,21). Zum Prüfen wurden schon die Kritiker des Sokrates aufgerufen. Es war im klassisch-griechischen Sprachgebiet verbreitet. Jede Prüfung verlangt Kenntnisse sowie einen Denkvorgang. Das wird auch den Christusgläubigen im Neuen Testament zugetraut. Sie sollen prüfen, was Gottes Wille ist, und ihn so weit wie möglich tun. Es geht beim christlichen Glauben also nicht darum, formelhafte Befehle blindlings auszuführen. Christen sollen glauben, aber auch denken und prüfen. Nachdem die Kirchenfürsten über Jahrhunderte Denkverbote erlassen hatten, war es die Aufklärung, die dem Bürger zutraute, Irrtümer und Betrug zu entlarven und sich ein Bild der Wahrheit zu machen. Die Demokratie setzt voraus, dass die Debatte zwischen gegenläufigen Meinungen eine Annäherung an die Wahrheit beziehungsweise an die beste Problemlösung ermöglicht.

Heute lässt sich die Fülle der Informationen nicht mehr überblicken. Insbesondere die Fernseherschaffenden, deren Medium eindringlich herüberkommt, sind daher versucht, die Meinungsbildung des Publikums zu steuern. Die Wege von der Information zur Meinung und von da zur moralischen Bewertung sind kurz geworden. Oft sind alle drei miteinander verschmolzen, und sei es bloss durch Kleinigkeiten der Präsentation. Abweichende Meinungen werden diskreditiert und sozial bestraft. Der Medienwissenschaftler Norbert Bolz stellt fest, dass dadurch auch das Denken nicht mehr frei sei. Die kontroverse Annäherung an die Wahrheit ist gefährdet – und mit ihr das kostbarste Gut der Demokratie: die freie Rede. Um sie zurückzugewinnen, braucht es etwas, was wie das Prüfen zum Kerngehalt des Evangeliums gehört: die Liebe. Sie hält uns davon ab, Menschen mit anderen Meinungen zu bestrafen. Der erste Schweizer Literaturnobelpreisträger (1919), Carl Spitteler, schrieb vor hundert Jahren: «Es ist nicht die geringste, tatsächliche Macht vonnöten, um einen Terrorismus zu begründen; es genügt, dass jedermann sich ducke.»

Peter Ruch, ursprünglich Handwerker, absolvierte ein Abendgymnasium und war nach dem Theologiestudium 35 Jahre lang reformierter Pfarrer in drei Gemeinden.



Fahriges Fummelei: Annie (Toni Collette) in «Hereditary».

## Kino

# Was ist Miniatur, was real?

«Hereditary», hymnisch gefeiert, wird eine neue Qualität des Horrorfilms nachgesagt. Mal halblang.

Von Wolfram Knorr

**S**chwindel hat Konjunktur, und zwar in beide Richtungen: in die der Flunkerei und in die des Grusels. Die Blendwerk-Hochburg Hollywood kann besonders effektiv Schwindel und Schwindelei fusionieren – seit neuestem mit metaphysisch-parabolischen Ideenspielen, die sich aus den Niederungen des Popcorn-Horrorgenres erheben, mit Filmen wie «Get Out» (Horror über Rassismus), «A Quiet Place» (Horror über Stille), «It», «Mother!», «Split», «A Cure for Wellness» und so weiter. Der ewige Nervenkitzel-Kampf zwischen Böse und Gut gerät aber auch durch den Anspruch, aus den Filmen ausgeklügelte Achterbahnen zu konstruieren, zunehmend in Gefahr, aus der Kurve zu fliegen. Da verstopfen sich manche (wie etwa in «Mother!») in der Künstlichkeit ihrer Komplikationen. Der Mystery-Sog der Vexierspielkünste reisst ab.

Auch das jüngste und hymnisch gefeierte Beispiel ist dieser Tücke nicht entkommen: «Hereditary», das Spielfilmdebüt von Ari Aster. Schon auf seiner Weltpremiere in Sundance sorgte es für Aufregung und löste eine weltweite Flut positiver Kritiken aus – von einer neuen Qualität des Horrors war die Rede. Und tatsächlich fällt das Familiengrauen durch Verzicht auf effekthascherische Sensa-

tionen auf und lockt den Zuschauer dafür mit geradezu priesterlich-stählernem Sog in die kryptische Beziehungswelt der Familie Graham, die auf dem Land in einem stattlichen Haus lebt. Steve Graham (Gabriel Byrne) ist Therapeut und Annie (Toni Collette) Künstlerin, die Haus- und Einrichtungsminiaturen baut und wenig Zeit für ihren Mann und ihre beiden Kinder, Peter (Alex Wolff) und dessen jüngere Schwester Charlie (Milly Shapiro), aufbringt.

Die Exposition ist ein technisches und dramaturgisches Glanzstück: Asters Kameramann Pawel Pogorzelski fährt mit einer weiten Einstellung in eines von Annies Puppenmodelle, bis daraus Peters Zimmer wird, in dem der Filius im Bett liegt und vom Vater geweckt wird. Die Kamera fährt hochraffiniert ins Haus und wieder heraus. Was ist Miniatur, was real? Bald ahnt man, dass Annie die volle Kontrolle über ihre Miniaturbauten hat, aber nicht über sich, ihre Kinder, die Familie und schon gar nicht über ihre Mutter, eine herrschsüchtige Matriarchin, zu deren Beerdigung sich die Grahams begeben. Sie geistert noch immer durch Annies Seele. Keine Frage, in der Familie stimmt einiges nicht, und Ari Aster baut mit ökonomischer Drama-

tik die Irritationen und Brüche auf und verzichtet auch nicht auf die guten alten Horrormuster: Geräusche in der Nacht, Fenster, die offen stehen, Türen, die zuschlagen – aber immer mit minimalem Aufwand, der zu maximalen Effekten führt.

Das Verhalten der Kinder, Annies wachsende fahrig-fummelei an ihren Modellen, ihre Nachtwanderungen, das verschlossene, grimmige Gesicht der Tochter werden zusehends unerklärlich, bis Peter zu einer Party seine Schwester Charlie mitnehmen muss, was zu einem makabren Desaster führt. Annie sucht Zuflucht bei Joan (Ann Dowd), einer mysteriösen Okkultistin, deren Figur sich unübersehbar an Minnie Castevet anlehnt, die Teufelsnachbarin von Rosemarie aus Roman Polanskis «Rosemary's Baby» (1968). Von diesem Moment an verliert «Hereditary» seinen soliden Boden, der den Höhenflug in die Heilsgeschichte, nur in Schwarz, plausibel gemacht hätte. Denn während Rosemary aufgrund ihrer extrem katholischen Erziehung und Sündenangst zum (Albtraum-)Opfer des Teufels wird, wirkt die Apotheose bei Ari Aster zu schwurbelig. Man könnte meinen, er habe mit seinem Konstrukt nicht recht gewusst, wie er den Familienfluch zu Ende bringen soll. ★★★★★

## Weitere Premierer

**Sicario 2** — Von Anfang an hat der gefeierte Drehbuchautor Taylor Sheridan («Hell or High Water») das spektakuläre Drogendrama «Sicario» als Trilogie angelegt, nur konnte



Tröstloses Weltbild: «Sicario 2».

Regisseur Denis Villeneuve den zweiten Teil nicht mehr inszenieren, und Stefano Sollima («Suburra», «Gomorra») übernahm. Wieder stehen die beiden Agenten Matt Graver (Josh Brolin) und Alejandro Gillick (Benicio Del Toro) im Mittelpunkt. Doch diesmal geht es nicht um Drogen, sondern um Menschenhandel der mexikanischen Kartelle. Nach einem Selbstmordattentat in einem US-Supermarkt sollen Graver und Gillick eingreifen und einen Krieg zwischen den verfeindeten Clans anzetteln. Der Plan misslingt gründlich, auch die Kollegialität zwischen den Agenten ist im Eimer. Sollimas Blick auf die anarchische

Gesellschaft ist kompromisslos, sein Weltbild trostlos. Hoffnung gibt es – wie noch bei Villeneuve durch die FBI-Agentin – nicht mehr. Vielleicht sind deshalb die Reaktionen auf «Sicario 2» weniger positiv. Eine Entdeckung ist Isabela Moner als gekidnappte Kartellboss-Tochter. ★★★★★



Kraftvoll: «Searching for Ingmar Bergman».

**Searching for Ingmar Bergman** — Am 14. Juli wäre er hundert Jahre alt geworden. Grund genug, dem Cineasten Ingmar Bergman, der eine Epoche prägte und zahlreiche Filmemacher beeinflusste, Retrospektiven und Dokumentationen zu widmen. Die Deutsche Margarethe von Trotta («Bleierne Zeit») erkundet, welchen Einfluss er auf ihr Schaffen hatte. Na ja. Bergman-Filme kreisten um bestimmte Zentralpunkte des Nervensystems: das Schutzbedürfnis (im Glauben, in der Liebe) – und die Angst vor der Schutzlosigkeit. Und jeder Film scheint sich mit dem vorangegangenen zu einer langen Entwicklungskette, an deren Ende eine atheistische Form der Güte und menschlichen Zuwendung steht, zu verbinden. Das hat oft enorme filmische Kraft, ist aber auch im Rückblick zuweilen nahe am Edelkitsch. In von Trottas Film erfährt man darüber wenig. ★★★★★

## Knorrs Liste

1	Los perros Regie: Marcela Said	★★★★★
2	The Rider Regie: Chloé Zhao	★★★★★
3	Love, Simon Regie: Greg Berlanti	★★★★★
4	The Sense of an Ending Regie: Ritesh Batra	★★★★★
5	The Bookshop Regie: Isabel Coixet	★★★★★
6	Adrift Regie: Baltasar Kormákur	★★★★★
7	Comme des garçons Regie: Julien Hallard	★★★★★
8	Ocean's 8 Regie: Gary Ross	★★★★★
9	Jurassic World: Fallen Kingdom Regie: Juan Antonio Bayona	★★★★★
10	The First Purge Regie: James DeMonaco	★★★★★

## Jazz

# Die Lady ist fürs Feuer

Von Peter Ruedi

**Tia Fuller**, geboren 1976 in Aurora, Colorado, ist eine Alt- und Sopransaxofonistin, die den Status eines «young talent deserving wider recognition» längst hinter sich hat. Als Professorin gehört sie seit einiger Zeit zum *staff* des renommierten Berklee College of Music, und zu ihren Partnern gehörten Grössen wie T.S. Monk, Jon Faddis, Rufus Reid, Nancy Wilson, Wycliffe Gordon, Esperanza Spalding. Ihre jüngste CD, die vierte bei Mack Avenue, produzierte ihre Freundin, die Drummerin Terri Lyne Carrington. Die engagierte für Tia Fuller gleich zwei Rhythmusgruppen von Weltklasse: zum einen James Genus und Bill Stewart an Bass und Schlagzeug, zum andern Dave Holland am Kontrabass und Jack DeJohnette am Schlagzeug, zwei Superstars, bei deren Erscheinen im Studio die Altistin denn doch einige Nervosität überfiel.

Ihr mangelt es sonst nicht an Selbstbewusstsein. Sie ist eine veritable Persönlichkeit, und das heisst im Jazz vor allem: Sie hat ihren eigenen, unverwechselbaren Sound, einen scharfen, gelegentlich schneidenden Altsax-Ton. Der verleugnet die Tradition nicht, aus der ihr Post-Bop stammt (Cannonball Adderley u. a.), er ist aber auf Anhieb ganz unverwechselbar. Tia Fuller nennt ihr jüngstes Opus «Diamond Cut», Schliff des Diamanten. Das ist stolz oder bescheiden zu verstehen, entweder auf die Kostbarkeit und Härte des Steins oder auf die unermüdliche Arbeit an dessen Perfektionierung und Veredelung bezogen.

Wie auch immer, die Dame ist für heisse Zonen prädestiniert, auch wenn sie zwischendurch in Balladen sanftere Saiten anschlägt (etwa in einer intensiven Interpretation von Cole Porters «I Love You»). Nur gerade zwei weitere Stücke sind Coverversionen (darunter Mal Waldrons schönes «Soul Eyes»), die restlichen neun stammen aus Fullers eigener Feder, die meisten *really steaming*. Noch mitreissender ist Tia Fuller als Gast in zwei Coltrane-Hommagen auf einer CD des Pianisten Lewis Porter, «Beauty and Mystery» (mit Carrington an den Drums und John Patitucci am Bass). Die Lady ist fürs Feuer.



Tia Fuller: Diamond Cut. Mack Avenue. MAC 1127

# Die Frau, die für Hitler gebar

Hildegard Trutz war verrückt nach dem Führer, «reinrassig» und gebärfreudig. In einem Schloss am Tegernsee wurde sie mit einem auserwählten SS-Offizier zur Begattung zusammengeführt. 20 000 Kinder wurden im Dritten Reich auf diese Weise gezüchtet. *Von Giles Milton*

**H**ildegard Trutz war eine treue Anhängerin der Nazis, seit Hitler an die Macht gekommen war. 1933 wurde sie Mitglied beim weiblichen Zweig der Hitlerjugend, dem Bund Deutscher Mädel (BDM), und nahm begeistert an dessen wöchentlichen Treffen teil. «Ich war ganz verrückt nach Adolf Hitler und dem neuen, besseren Deutschland», gestand sie später. «Ich lernte, wie unglaublich wertvoll wir jungen Leute für Deutschland waren.»

Trutz wurde rasch zur Galionsfigur der Ortsgruppe des BDM, nicht zuletzt wegen ihres germanisch wirkenden blonden Haars und der blauen Augen. «Man stellte mich als perfektes Beispiel einer nordischen Frau heraus», sagte sie, «denn abgesehen von langen Beinen und einem langen Oberkörper hatte ich auch ein gebärfreudiges, breites Becken.»

1936, mit achtzehn Jahren, ging sie von der Schule und wusste nicht recht weiter. Sie unterhielt sich mit einer BDM-Führerin, die einen Vorschlag machte, der Trutz' Leben gründlich verändern sollte. «Wenn du nicht weisst, was du tun sollst», sagte die Führerin, «warum schenkst du dann nicht dem Führer ein Kind? Deutschland braucht dringend Kinder von rassisch wertvoller Abstammung.»

**T**ruz wusste nichts vom staatlich geförderten Verein Lebensborn. Dessen Ziel war, die Geburtsrate blonder, blauäugiger arischer Kinder zu erhöhen. Rassisch «reine» Frauen wurden dazu erkoren, mit SS-Offizieren zu schlafen, in der Hoffnung, dass sie dabei schwanger würden.

Die BDM-Führerin erklärte ihr genau, wie der Lebensborn funktionierte. Sie würde einer Reihe medizinischer Untersuchungen unterzogen, ausserdem würde man ihre Vorfahren gründlich überprüfen. Sie dürfe keinen Tropfen jüdisches Blut haben. Sobald sie sich als geeignet erwies, könnte sie aus einer Gruppe von SS-Offizieren einen Zuchtpartner auswählen.



*Hildegard Trutz fand nie heraus, was aus ihrem Kind geworden war.*

Trutz hörte mit wachsender Begeisterung zu. «Es hörte sich wunderbar an», gestand sie später, und sie meldete sich sofort an. Da ihr schwante, dass ihre Eltern dagegen sein würden, sagte sie ihnen, sie nehme einen Heimkurs in Nationalsozialismus.

Sie wurde zu einem alten Schloss in der Nähe des Tegernsees in Bayern geleitet. Dort wohnten vierzig andere Mädchen, alle unter angenommenen Namen. «Um dort aufgenommen zu werden, brauchte es nur einen Ariernachweis, der mindestens bis zu den Urgrosseltern zurückreichte.»

**D**as Schloss war der Inbegriff des Luxus. Es gab Gemeinschaftsräume für Sport und Spiele, eine Bibliothek, ein Musikzimmer und sogar ein Kino. Laut Trutz gab es dort «das beste Essen, das ich je gekostet hatte. Wir brauchten nicht zu arbeiten, und es gab Unmengen von Bediensteten.» Wie sie selbst zugab, neigte sie zu Luxus und Faulheit und gewöhnte sich rasch an das Leben im Schloss.

«Das Schloss unterstand einem Professor, einem hochrangigen SS-Arzt, der jede von uns nach der Ankunft genauestens untersuchte», sagte Trutz. «Wir mussten einen «Erbgesundheitsbogen» ausfüllen und eidesstattlich erklären, dass es in unserer Familie keine Erbkrankheiten, Trunksucht oder Schwachsinn gab.»

Der Professor wies die Mädchen auch darauf hin, dass sie ein Dokument unterschreiben müssten, in dem stand, dass sie keine Ansprüche hätten auf die von ihnen geborenen Kinder, da diese dem Staat gehörten. Sie würden in speziellen Institutionen aufgezogen werden, in denen ihnen absolute Treue zum Nazi-Ideal beigebracht würde.

**N**ach dieser Einführung wurden Trutz und die anderen Mädchen den SS-Männern vorgestellt, die ihre Zuchtpartner werden sollten. Trutz gefiel, was sie sah: «Sie waren alle sehr gross und stark

und blond und blauäugig.» Es gab Kennenlerntreffen, bei denen man zusammen Spiele spielte, Filme anschaute und gemeinsame Abende verbrachte.

«Man gab uns ungefähr eine Woche Zeit, um den Mann auszuwählen, der uns gefiel, wobei wir darauf achten mussten, dass seine Haar- und Augenfarbe genau der unseren entsprach», sagte Trutz. Die Mädchen erfuhren die Namen der Männer nicht: Anonymität war eines der Grundprinzipien des Lebensborns.

«Nachdem wir unsere Wahl getroffen hatten, mussten wir den zehnten Tag nach dem Beginn unserer letzten Periode abwarten.» Jedes Mädchen wurde erneut medizinisch untersucht und sollte am selben Abend seinen ausgewählten SS-Mann bei sich im Zimmer empfangen. Trutz war unglaublich aufgeregt, nicht nur der sexuellen Aktivitäten wegen, sondern auch, weil sie all dies für ihren geliebten Führer tat.

«Da der Vater meines Kindes und ich von der Wichtigkeit unseres Tuns beide vollkommen überzeugt waren, hatten wir keinerlei Hem-

mungen oder Schamgefühle.» Das «tolle Aussehen» ihres Partners gefiel ihr dabei ganz besonders, auch wenn sie das Gefühl hatte, er sei vielleicht ein bisschen dumm.

In dieser Woche beschliesst der Offizier Trutz an drei Abenden. An anderen Abenden musste er andere Mädchen im Schloss beschlafen.

Trutz wurde fast sofort schwanger und wurde für die nächsten neun Monate in ein Mutterschaftsheim verlegt. «Die Nieder-

---

«Sie waren alle sehr gross und stark und blond und blauäugig.»

---

kunft erfolgte weder zu früh noch zu spät», sagte sie. «Es war keine einfache Geburt, denn keine rechte deutsche Frau hätte künstliche Hilfsmittel wie schmerzstillende Spritzen zugelassen: Die waren etwas für degenerierte westliche Demokratien.»

Nach zwei Wochen stillte sie ihren kleinen Sohn ab, er wurde ihr weggenommen und in ein spezielles SS-Heim gebracht, wo er zum treuen Diener des Nazi-Staats erzogen werden sollte. Trutz sah ihn nie wieder. Den Vater auch nicht.

In den folgenden Jahren war sie versucht, mehr Kinder zu produzieren, doch dann verliebte sie sich in einen jungen Offizier, und sie heirateten. Als sie ihrem Ehemann von ihrer Lebensborn-Vergangenheit erzählte, war sie «etwas überrascht, dass er sich darüber nicht besonders freute». Doch direkt kritisieren konnte er sie auch nicht, «da ich es ja aus Pflichtgefühl für den Führer getan hatte».

Trutz fand nie heraus, was aus ihrem Kind geworden war, und sein weiteres Schicksal ist unbekannt geblieben. Wie so viele Lebensborn-Kinder wurde es im Nachkriegsdeutschland vermutlich ausgegrenzt, da seine Geburt und seine Erziehung ein Stigma darstellten, das nie ganz verschwand.

Es wird geschätzt, dass im Verlauf des zwölf Jahre währenden Dritten Reichs um die 20 000 Kinder gezüchtet wurden, vor allem in Deutschland und Norwegen. Viele wurden nach dem Krieg, in dem ihre Geburtsurkunden zerstört worden waren, adoptiert. Die Mehrzahl hat bis heute die schreckliche Wahrheit über ihre Zeugung und Geburt nicht erfahren.

Giles Milton, 52, ist Historiker und Bestsellerautor. Seine Werke wurden in über zwanzig Sprachen übersetzt. Er schreibt an dieser Stelle wöchentlich über «Mysterien der Weltgeschichte». Der «Meister der Geschichtserzählung» (*Sunday Times*) lebt in London und im Burgund. [www.gilesmilton.com](http://www.gilesmilton.com)

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer

Lesen Sie nächste Woche:

«Hiroshima und Nagasaki überleben»



## Fragen Sie Dr. M. Der Experte für alle Lebenslagen

Seit einiger Zeit entziehe ich mich konsequent den Nachrichten. Ich lese auch keine Zeitung mehr (ausser die Dr.-M.-Kolumne in der *Weltwoche*...). Es geht mir viel besser seither. Niemand konnte mir bisher einen guten Grund nennen, weshalb ich mir die täglichen Schreckensmeldungen wieder antun sollte. Haben Sie einen? *Romina R., Thun*

Sie lesen und hören und sehen keine Nachrichten mehr, weil Sie die «täglichen Schreckensmeldungen» nicht ertragen. Und seit Sie das tun, geht es Ihnen viel besser. Da kann ich Ihnen nur empfehlen: Machen Sie weiter so!

Vielleicht gehören Sie eben nicht zu den Menschen, die mehr Nachrichten von ausserhalb Ihrer Umgebung, von ausserhalb Ihrer Familie, aus dem ganzen Land, aus der ganzen Welt benötigen. Doch es gibt auch solche, die solche Nachrichten brauchen oder wollen. Gerade in der Schweiz, wo auch die Nichtpolitiker eine grosse Verantwortung tragen, weil in der Schweiz die Bürgerinnen und

Bürger bei jedem Gesetz das Sagen haben, und zwar in der Gemeinde, im Kanton und auf Bundesebene.

Es ist ratsam, sich eine Meinung zu bilden. Eine Meinung kann man sich natürlich auch im persönlichen Gespräch machen. Allerdings setzt dies voraus, dass Sie verschiedene Meinungen vernehmen können. Wenn alle Medien mehr oder weniger gleicher Meinung sind und die gleichen Schreckensmeldungen bringen oder unterschlagen – Mainstream eben –, dann nützt das wenig.

Immerhin lesen Sie noch wöchentlich die Dr.-M.-Kolumne. Ich war mir bisher dieser Bedeutung nicht bewusst. Es war

---

## Wenn alle Medien gleicher Meinung sind – Mainstream eben –, dann nützt das wenig.

---

und ist meine Aufgabe, aus meinen Erfahrungen und aus meiner Sichtweise in praktischen Lebensfragen Rat zu geben. Ich werde es weiterhin tun, aber mir nicht einbilden, dass ich damit alle Zeitungen, das Fernsehen, das Radio, die ganzen Online-Kanäle ersetzen kann.

Ich wünsche Ihnen eine schöne nachrichtenlose Zeit und hoffe, dass Sie damit durchkommen.

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an [drm@weltwoche.ch](mailto:drm@weltwoche.ch). Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Föhrlihubstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Fragen werden anonym publiziert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

## Gewinner der Woche

### Schönheit im Programm

Als der italienische Pharmakonzern Cosmo seine dermatologische Sparte verselbstständigte und an die Schweizer Börse brachte, geschah dies mit Sinn für die griechische Mythologie. Das war 2015. Und zwar wurde das Unternehmen Cassiopea getauft. Cassiopea weckte den Zorn der Götter, indem sie behauptete, noch schöner zu sein als die Töchter des Meeresherrn Nereus. Mit Schönheit hat auch der fulminante Höhenflug der Aktie in der letzten Woche zu tun. Und zwar überzeugte das Akne-Präparat Winlevi in klinischen Studien, deren Resultate am 10. Juli veröffentlicht wurden. Damit rückt die Einführung im Massenmarkt USA in Reichweite. Für die Aktionäre bedeutet dies, dass erstmals seit dem Börsengang konkrete Erträge in Aussicht stehen.

### Aktienkurs von Cassiopea

Vom 9. bis 17. Juli 2018, in Franken



Im letzten Jahr schrieb Cassiopea noch einen Umsatz von sage und schreibe null. Auch bei einem zweiten Mittel, gegen das ästhetische Problem des Haarausfalls beim Mann, scheint man auf Kurs. *Florian Schwab*



Thiel

## Sozialpädagogik

Von Andreas Thiel

**Lehrerin:** Kinder aus bildungsfernen Schichten tun sich eindeutig schwerer mit der Schule.

**Sozialpädagoge:** Bildung beginnt eben bereits im Vorschulalter.

**Lehrerin:** Wie sollen wir Kinder schulen, solange sie nicht zur Schule gehen?

**Sozialpädagoge:** Wir brauchen Erwachsenenbildungsprogramme für die Eltern von ungebildeten Kindern.

**Lehrerin:** Die Eltern erreicht man noch weniger als die Kinder.

**Sozialpädagoge:** Genau. Und was heisst das? Das Problem liegt doch eindeutig darin, dass die Eltern den Anschluss meist selbst schon in der Schule verpasst haben.

**Lehrerin:** Das spräche doch dafür, den Unterricht ganz allgemein wieder etwas disziplinierter zu gestalten.

**Sozialpädagoge:** Nein, solange die Eltern von bildungsfernen Kindern selbst in bildungsfernen Familien aufwachsen, ist der Zug für deren Kinder doch erst recht längst abgefahren.

**Lehrerin:** Ich verstehe nicht, worauf Sie hinauswollen.

**Sozialpädagoge:** Das Problem liegt doch offensichtlich nicht bei den Eltern, sondern bei den Grosseletern. Wir müssen die Grosseletern in der Schule bereits auf ihre soziale Aufgabe vorbereiten, bevor sie überhaupt Kinder haben, welche später Grosseletern zeugen, die dann Probleme in der Schule haben werden.

**Lehrerin:** Das verstehe ich jetzt gar nicht mehr.

**Sozialpädagoge:** Wo bleibt denn Ihre Bildung?

**Lehrerin:** Ich komme in der Tat selbst aus bildungsfernen Verhältnissen. Aber ich habe mir die Bildung in der Schule angeeignet. Sie hingegen scheinen eher aus einer sehr gebildeten Familie zu stammen.

**Sozialpädagoge:** Ich komme in der Tat aus einer angesehenen Akademikerfamilie.

**Lehrerin:** Dann sollten wir vielleicht mal über das Phänomen des intellektuellen Abstiegs aus gebildeten Schichten reden.

Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

Namen

## Geschmack des Publikums

Mundart-Premiere des Musicals «Mamma Mia!» an den Thunerseespielen; «Om Shri Gaia Ma» mit Yogameisterin Regula Curti. Von Hildegard Schwaninger

Ich kenne den Geschmack des Publikums.» So formulierte Freddy Burger einst sein Geschäftsgeheimnis (in einem Interview mit *Persönlich*-Chefredaktor Matthias Ackeret). Freddy Burger, der grösste Unterhaltungs-Manager der Schweiz, weiss, was die Menschen wollen. In Unterhaltung und Gastronomie. Er hat ein gigantisches Firmenkonglomerat aufgebaut, nächstes Jahr feiert er das 50-jährige Bestehen seiner Firma Freddy Burger Management. Zum Jubiläum beschenkt er sich mit den Thunerseespielen, die ab 1. Januar 2019 in seine Hände übergehen.

Das Open-Air am Thunersee übernimmt er von Elsbeth Jungi Stucki, die dieses mit ihrem Mann Res Stucki gründete und nach dessen Tod seit 2013 leitete. Nun gibt die ausgebildete Pflegefachfrau und in der Thunerseeregion Heimische das Zepter an Freddy Burger weiter.

Die Thunerseespiele sind ein einzigartiges Freilichtfestspiel. Am Ufer ist die Theaterkulisse aufgebaut; von der Zuschauertribüne geniesst man den Blick auf Eiger, Mönch und Jungfrau. Kulinarische Verwöhnung gibt es an den Ständen und in Zelten. Als Kulturprogramm wird leichte, angenehme Unterhaltung serviert. Dieses Jahr ist es «Mamma Mia!», das Erfolgsmusical, erstmals auf Schweizerdeutsch. Die Mundartfassung stammt von Regisseur Dominik Flaschka, der das Musical inszeniert hat.

Die Premiere war ein echter Freddy-Burger-Anlass – die Promi-Liste gewaltig, die Stützen der Cervelat-Society in corpore da. Mittendrin

der strahlende Gastgeber Freddy Burger. Für nächsten Sommer hat er wieder einen guten Plan. Da wird am Thunersee das Musical «Ich war noch niemals in New York» von Udo Jürgens gespielt, ein Dauerbrenner.

Musicals erleben ein Revival. Spätestens seit «La La Land», dem Musicalfilm von Damien Chazelle aus dem Jahr 2016, der sechs Oscars bekam (für vierzehn war er nominiert) und die Hauptdarsteller Emma Stone und Ryan Gosling in den Starhimmel transferierte, hat die Filmindustrie das Musical wiederentdeckt (Musicalfilme waren schon früher Kassenschlager, wie etwa jene mit Fred Astaire und Ginger Rogers oder «My Fair Lady» oder «The Sound of Music», die grössten Musical-Hits aller Zeiten). «Mamma Mia! Here We Go Again» kommt am 19. Juli als Film in die Schweizer Kinos, im Oktober folgt eine Neuverfilmung des Klassikers «A Star Is Born» (der Judy Garland unvergessen machte), und dann – rechtzeitig zu Weihnachten – «Mary Poppins Returns» (über das berühmteste Kindermädchen der Welt).

Andere Menschen zum Guten inspirieren – das hat sich die Musikerin und Yogameisterin Regula Curti, Frau des bekannten Unternehmers Beat Curti, auf ihre Fahne geschrieben. Auf Facebook postete sie einen Youtube-Beitrag, einen Besuch im Kunstwerk von Ernesto Neto im Zürcher Hauptbahnhof. Regula Curti, die Musiktherapeutin, sitzt im Schneidersitz im handgeflochtenen Zelt, spielt auf ih-



Fast verliebt

## Monsterstreitmärli

Von Claudia Schumacher

In Sommerland liebkost die warme Sonne seine Bewohner, einen Mann und eine Frau, Tag für Tag. Die zwei Menschen von Sommerland sind glückliche Menschen. Sicher fühlen sie sich, gesegnet. Die meiste

Zeit stehen sie nicht voreinander wie irritierte Planeten, die nicht anders können, als umeinander zu kreisen. Seit' an Seit' trotten die Sommerländer durch die kühnen Täler und lauen Auen ihrer Welt, trennen sich auch tagelang, um ihre eigenen Entdeckungen zu machen.

«Was ist das für ein Land!», schwärmt die Frau nicht selten vor dem Mann. «Die Sonne geht nur unter, wenn wir schlafen.» Am nächsten Morgen aber, da gehe sie erneut auf und bleibe den ganzen Tag. Darauf sei Verlass. Der Mann hört gerne, dass die Frau zufrieden ist. Glücklich macht ihn das. Und wenn er glücklich ist, schiebt er ihr manchmal eine Banane in den Mund.

So schön ist Sommerland! Manchmal vergisst man ganz, dass der Himmel auch hier nur ein Himmel ist wie alle anderen Himmel auch. So kommt es vor, dass die Sommerländer noch mitten im Vergnügen stecken – während sich oben was zusammenbraut. Ein Knistern der



Erfolgsmusical: Jung Stucki, Burger, Recker (v.l.).



Auf Mundart: Regisseur Flaschka.



Kostbare Natur: Musiktherapeutin Curti (l.).

rem Tasteninstrument, singt mit geschlossenen Augen. Umringt von Frauen – viele davon ihre Schülerinnen, die bei ihr im Therapiezentrum Seeschau die Yogakurse besuchen und sie verehren wie Jünger(innen) ihren Guru. Die Frauen, andächtig, singen «Om Shri Gaia Ma», ein Mantra, welches sie, wie Regula Curti sagt, «mit dem Universum verbindet»: «Honoring Mother Nature – die Natur ist das Kostbarste, was wir haben.»

Das Video weckt die Neugierde. Nichts wie hin! Es ist Samstagvormittag, das Zelt ist gut besucht. Kinderwagen, junge Väter und Mütter, ein paar angejahrte Singles und Paare sitzen auf den Bänken, die im Zelt aufgestellt sind. Schuhe, Birkenstock-Sandalen, Kinderschühchen stehen wild durcheinander am Zelteingang. Alles wirkt etwas alternativ. Schon weil das Zelt handgeflochten ist, denkt man an die Kupfer-Wolle-Bast-Exegeten.

Trotzdem: Nur Mut – und nichts wie hinein! Man zieht die Schuhe aus, spaziert ins Zelt und legt sich auf den Rücken. Blick in den Himmel. Es ist wie ein Wunder: Innert Sekunden ist man relaxt. Die flirrende Hitze an der Bahnhofstrasse ist vergessen, den Kleinkinderlärm hört man nicht mehr, auch nicht das Menschengewusel der Bahnhofshalle. Die beste Empfehlung: Gehen Sie zu «Gaia Ma», legen Sie sich auf die Matte, machen Sie einen kleinen Mittagschlaf – Sie kommen als neuer Mensch zurück! Es ist wie ein Jungbrunnen: Wer ausgepowert hineingeht, kommt so entspannt heraus, dass er Bäume ausreissen könnte. Einen schönen Sommer wünsche ich! Die Ausstellung dauert noch bis 29. Juli. Man sollte eine Petition einreichen, dass sie permanent wird.

#### Im Internet

[www.schwaningerpost.com](http://www.schwaningerpost.com)

Atmosphäre, eine Verdichtung, und plötzlich: dicke Luft.

Was ist passiert? Kam der Mond zu nah an einen fremden Stern? Hat die Sonne zu fest gestrahlt und sich dabei zu stark erhitzt? Wer weiss es. Die Sommerländer nicht. Dumm schauen sie drein, wenn das Monsterwetter schliesslich auf sie niedersaust. Groll und Donner, stundenlang.

Als es erstmals passierte, ging am nächsten Tag die Sonne auf, mit alter Zuversicht. Die zwei Sommerländer aber, sie lagen auf der Wiese, reglos, wie ganz erschlagen. «So was!», sagte der Mann, «nie wieder darf das passieren!»

Aber die Rechnung hatte er ohne den Himmel gemacht. So kamen Zeiten, da waren Mann und Frau oder nur einer von beiden in Sommerland so schockiert vom Monsterwetter, dass sie überlegten, das Land zu verlassen. Bis sie begriffen: Eine Flucht, das wäre eine dumme Ver-

achtung der Schönheit von Sommerland. Und diese Einsicht brachte Entspannung.

«Schon der Flügelschlag eines Schmetterlings in Brasilien kann in Texas einen Orkan auslösen», sagen die Leute. Und das Umgekehrte stimmt wohl auch: Hört man auf mit dem Flügelschlagen, dann bleibt der Orkan manchmal aus. Jedenfalls: Das Monsterwetter in Sommerland wurde seltener, als die Sommerländer aufhörten, sich drüber aufzuregen. Am Himmel passieren nun mal Dinge, die keiner versteht.

Momentan ist ein Wissenschaftler damit befasst, das Monsterwetter am Sonnenhimmel im Entstehen aufzulösen. Die zwei Sommerländer freuen sich auf Ergebnisse. Aber sie machen ihren Verbleib in Sommerland nicht abhängig von Ergebnissen. Wenn das Monsterwetter kommt, ducken sie sich halt. Danach machen sie einfach was anderes.



## Unten durch Halbprivat

Von Linus Reichlin

Nehmen wir mal an, du hast dir beim Staubsaugen den Fuss gebrochen und liegst im Krankenhaus in einem Zweibettzimmer zusammen mit dem König der Idioten. Als sie dich nach dem Zusammenschrauben des Knochens ins Zimmer rollen, sagt Manser, so heisst dein Zimmergenosse: «Aha, wieder mal einer, dem es auf der Skipiste nicht schnell genug gehen konnte.» «Heute ist der 15. Juli», sagst du, und er sagt: «Irgendwo auf der Welt gibt's immer Schnee, das ist wie mit den Erdbeeren.» Du sagst, du seist über das Staubsaugerkabel gestolpert und die Treppe runtergefallen. Manser sagt: «Das ist die Emanzipation. Früher wäre das Ihrer Frau passiert, und dann läge sie jetzt im Spital und Sie könnten zu Hause gemütlich einen Sexfilm schauen.»

Du klingelst nach der Schwester und fragst im Flüsterton, ob du bitte ein anderes Zimmer haben könntest. Sie flüstert: «Es ist leider alles voll, weil so viele Ihrer Vorgänger umquartiert werden wollten.» Als die Schwester gegangen ist, hebt Manser sein Patientenhemd und zeigt dir seine Operationsnarben. «Die hier ist von letztem Jahr», sagt er, «da haben sie mir einen Stent reingebaut. Meine Aorta ist jetzt so offen, dass mir einer eine Gurke in die Ader schieben müsste, damit ich einen Infarkt kriege.»

Das ist die Schattenseite der modernen Medizin: Sie verlängert auch das Leben von Arschlöchern. «Und diese Narbe hier am Bauch», sagt Manser, «ist von meiner Frau. Sie ist mit dem Küchenmesser in der Hand ausgerutscht. So hat's jedenfalls der Richter gesehen.» Du stopfst dir Notones in die Ohren, und Manser ruft: «Damit können Sie sich das Trommelfell verletzen!» Vor zehn Jahren konntest du dir noch die private Spitalversicherung leisten, aber es hat sich überhaupt nicht gelohnt, du warst dauernd gesund. Und kaum hast du wegen der unerschwinglich gewordenen Prämie auf halbprivat reduziert, stolperst du über dieses Killer-Kabel! Und wie soll das überhaupt weitergehen mit diesem Prämienwahnsinn? Wenn du siebzig bist und dauernd Treppen runterstürzt, wirst du dir nur noch die Holzklasse leisten können. Du wirst in einem Vierbettzimmer mit drei Mansers liegen, und alle halbe Stunde wird eine Roboterstimme

>>> Fortsetzung auf Seite 64

über Lautsprecher durchsagen, dass jeder Allgemeinversicherte, der freiwillig auf jede weitere Behandlung verzichtet, eine Packung Morphinum und einen Gutschein für eine Übernachtung in einem Engadiner Luxus-Sterbeparadies kriegt. «Wussten Sie übrigens», sagt Manser, «dass die israelische Regierung ein Medikament entwickelt hat, das bei Nichtjuden Krebs auslöst? Meine Mutter haben sie damit bereits umgebracht!» Du klingelst wie wild nach der Schwester, und sie bringt dir ein Becherchen Beruhigungspillen. Du schluckst alle, aber sie wirken nur halbpatzig. Du rufst die Schwester wieder, und sie sagt: «Wir sind angewiesen, bei halbprivat versicherten Patienten 50 Prozent Placebos unter die Medikamente zu mischen. Kostensenkungsmassnahme.» Der Placeboanteil bei den Allgemeinversicherten beträgt dann ja wohl 100 Prozent. Am Abend schaut sich Manser auf seinem Notebook einen Horrorfilm an, du hörst zwei Stunden lang Frauenschreie und Kreissägen. «Sind Sie eigentlich wirklich krank», fragst du ihn, «ich meine, körperlich?» – «Klar», sagt er, «aber wenn ich sehe, wie eine aufreizend angezogene Frau ihrer gerechten Strafe zugeführt wird, geht's mir gleich besser.» Du willst nur noch raus hier! Du schreist nach der Schwester. Sie kommt und erklärt dir, dass du höchstens versuchen könntest, wieder auf privat upzugraden, dann kriegtest du ein eigenes Zimmer. Du bist bereit, dein Vermögen zu opfern! Kaum hast du den Upgrade-Antrag unterschrieben, packt Manser seine Sachen zusammen. Bevor er das Zimmer verlässt, sagt er: «Tut mir leid, aber die Krankenkassen brauchen Privatpatienten – und ich meine Provision. Und Sie müssen zugeben, ich bin ziemlich gut bei der Akquise!»

Linus Reichlin ist Schriftsteller und lebt in Berlin.



## Wein

# Ein Toskaner für die Ewigkeit

Von Peter Rüedi

**K**ürzlich brach ich eine Lanze für den Gabbro von Montepeloso, einen Wein aus der Nachbarschaft von Suvereto, den die «Toskana-Fraktion» der grünen Weinliebhaber zweifellos als önopolitisch zweifelhaft bis unkorrekt bezeichnen würde. Unkorrekt im ideologischen, nicht im technischen Sinn – nicht einmal der grösste «Supertuscan»-Skeptiker wird diesem reinen Cabernet Sauvignon von Fabio Chiarello seine besonders blitzsaubere, fachkundige Machart absprechen. Für Fundamentalisten kann nicht sein, was nicht sein darf, zum Beispiel ein toskanischer Wein ohne einen Tropfen Sangiovese. Was mich betrifft, liebe ich Sangiovese in allen Spielarten, aber eben auch Cabernet, Merlot und Co. Eine andere Frage ist der Preis solcher Prestigeweine. Nur werde ich mich hüten, nach dem Muster vom Fuchs und den sauren Trauben mieszumachen, was mir zu hoch hängt. Also sei hier schamlos ein weiterer Kultwein eines weiteren italienischen Kult-Weinmachers vorgestellt, der es nur in Ausnahmefällen auf meinen Tisch schafft: allenfalls dann,

wenn ich mir ausrechne, dass ein Opernbesuch zu zweit noch teurer zu stehen kommt und ich zum Schluss gelange, eine Flasche des Rosso Toscana von Andrea Franchetti's Tenuta di Trinoro sei möglicherweise an diesem Abend der verlässlichere Kulturgenuss als eine Theatervorstellung. Alles eine Frage der Relationen.

Franchetti, Sohn der Familie, der unter anderem auch die Firma Cinzano gehört, kaufte das Land im Val d'Orcia in den Achtzigern und begann nach einer Erkundungstour im Bordelais auf 450 bis 600 Metern über Meer und in dichter Bepflanzung Cabernet Sauvignon, Merlot, Petit Verdot und Cabernet Franc zu ziehen. Als einer, der von aussen kam (seine Mutter ist Amerikanerin, der Künstler Cy Twombly war sein Onkel, er selbst lebte eine Zeitlang in New York), sah der «Yves Saint Laurent des toskanischen Weinbaus» die Möglichkeiten des abgelegenen Guts ohne Vorurteile. Sein Flaggschiff, die Cuvée Rosso Toscana, komponiert er mit jedem Jahrgang neu: im nicht unproblematischen Jahr 2016 aus halb Merlot und halb Cabernet Franc. Es entstand ein immer noch sehr dichter, aber hocheleganter, fabelhaft vielschichtiger Wein, aus zum Teil nach dem Regen geernteten Trauben, mit immerhin noch happigem, aber dank der wohlproportionierten Power und Dichte nicht einmal so auffälligem Alkohol. Eine Wucht, aber eine mit Finesse: «In diesem Wein suchte ich die Leichtigkeit des Jahrgangs auszudrücken.» Na ja. Jedenfalls ist er für Jahrzehnte gebaut.

Tenuta di Trinoro Rosso Toscana. 15,5%. Bei den Schweizer Importeuren trifft der Jahrgang 2016 erst in den nächsten Wochen ein. Preis auf Anfrage (aus Italien werden 180 Euro signalisiert). Smith & Smith, Zürich. [www.smithandsmith.ch](http://www.smithandsmith.ch) Zanini Vinattieri, Ligonetto. [www.zanini-vinattieri.ch](http://www.zanini-vinattieri.ch)



## Salz & Pfeffer

# Wirtshaus, nächste Stufe

Von David Schnapp

**D**ie Zürcher haben eine neue Liebe, wenn es ums Essen geht. Sie heisst «Rosi» und ist, gemäss ihrem Vater, ein Wirtshaus nach bayerischer Art. Markus

Stöckle heisst der Vater, er ist nach sechs Jahren in Grossbritannien bei Heston Blumenthal nach Zürich zurückgekehrt und hat zunächst mit Pop-up-Projekten Furore gemacht. Dann hat er zusammen mit seiner Partnerin und gewissermassen der Mutter von «Rosi», Elif Oskan, seine Idee vom Wirtshaus umgesetzt.

Oskan hat ebenfalls bei Heston Blumenthal unter anderem gelernt, wie man mit flüssigem Stickstoff und wenig Zucker ein erstaunlich cremiges, frisches und aromatisches Vanilleeis zubereitet; es wird am Schluss mit Kürbiskernöl und gerösteten Aprikosen serviert.

Markus Stöckle wiederum ist der Mann für geniale Saucen, Essenzen, Emulsionen. Auch er hat beim kreativen Heston Blumenthal viel gelernt, aber vor allem sein eigener Forscher- und Entdeckergeist treibt Stöckle an. Historische Rezepte interessieren ihn

ebenso wie die Errungenschaften der molekularen Küche.

Der leichtgeräucherte Sailbling etwa, den er mit einer dichten, schaumigen Petersilienemulsion zudeckt, ist ein erstaunliches Gericht. Es ist schlicht auf den ersten Blick, entfaltet aber nach und nach seine aromatische Komplexität und definiert eine Wirtshausküche der nächsten Stufe, wie man sie kaum schon gegessen hat.

Das Wiener Schnitzel kommt bei «Rosi» übrigens auch vor, es ist dünn, die Panade löst sich knusprig und schulbuchmässig vom dünnen Kalbfleisch. Dazu serviert Stöckle geschlagenen Rahm und Preiselbeeren – perfektionierte Einfachheit.

Rosi, Sihlfeldstrasse 89, 8004 Zürich; Tel. 044 291 68 25. Täglich geöffnet, à la carte nur abends





## Auto

# Und los

Wer in der Velostadt Kopenhagen ein Auto lenken will, sollte die passende Grösse wählen: zum Beispiel einen Toyota Aygo. *Von David Schnapp*

Im besten Fall sagen Werbesprüche etwas über das Produkt aus, für das sie stehen. Wie im Falle des Toyota Aygo. Der kleine Wagen aus dem sogenannten A-Segment des japanischen Herstellers wird komplett in Europa designt, entwickelt und gebaut. «Just go» ist der passende Werbeslogan dazu, und um Realität und Reklame auf Parallelen zu prüfen, bin ich den Aygo einen Tag lang in und um eine der attraktivsten Hauptstädte Europas gefahren.

Kopenhagen, das wissen erfahrene Städte-reisende, ist keine Autometropole. Breite Adern durchziehen die Stadt, damit vor allem der Veloverkehr pulsierend durch die Strassen fließen kann. Die Zweiradfahrer halten sich an banale Grundregeln wie Halt bei Rotlicht, aber wenn sie freie Fahrt haben, nahen sie schnell und selbstbewusst. In einem Motorfahrzeug muss man also insbesondere beim Rechtsabbiegen den Rückspiegel im Auge behalten, weil auf der breiten Velospur zum Beispiel eine Dänin mit zusammengebundenen blonden Haaren immer Vorfahrt hat. Mit diesem Satz mache ich mich in gewissen Milieus natürlich angreifbar, aber man sieht in Kopenhagen tatsächlich viele blonde Frauen mit zusammengebundenen Haaren auf Velos. Das ist ein Gewinn für das Stadtbild.

### Ideal für Tempo-30-Schwellen

In dieses Bild passt durchaus auch mein silberfarbener Toyota Aygo, der nun in einer aufgefrischten Version auf den Markt kommt. Der Kleinwagen mit fünf Türen ist hübsch designt und wirkt sympathisch mit seinen kühnen Linien, die den Buchstaben X abstrahieren. Ich steige ein, drücke den Startknopf und fahre los. Viel mehr gibt es da auch nicht zu tun. Die Werbebotschaft «Just go» ist so schlicht wie wahr: Der Aygo ist so unkompliziert, dass vermutlich ein Fünfjähriger damit schnell klarkäme.

Das Auto ist angenehm zu fahren, die knapp 3,5 Meter Länge und 1,6 Meter Breite sind sogar

in einer Velostadt unauffällig und übersichtlich. 900 Kilogramm Gewicht treffen auf einen Dreizylinder-Saugmotor mit 72 PS und günstigen Werten bei Verbrauch und Schadstoffausstoss. In Fahrt fällt die ausgezeichnete Geräuschdämmung auf, der kleine Motor ist natürlich beim Beschleunigen gut zu vernehmen, ansonsten aber erfreulich zurückhaltend. Einzig die Fünfgang-Handschaltung könnte etwas knackiger sein – gerade in der Stadt, wo man von Ampel zu

Ampel meist zwischen erstem und zweitem Gang hin- und herwechselt.

In höchstem Masse City-tauglich ist das Fahrwerk, Dämpfer und Lenkung wurden überarbeitet. Die Federung ist dabei so komfortabel herausgekommen, dass auch Tempo-30-Schwellen souverän weggebügelt werden. Während ich an all den Däninnen und Dänen auf Velos vorbeifahre oder ihnen – je nach Situation – freundlich die Vorfahrt lasse, ist es eine gute Nachricht, dass der Aygo nicht nur klein und sympathisch, sondern erst noch komfortabel ist.

#### Toyota Aygo 1.0 VVT-i Trend

Leistung: 72 PS/53 kW; Hubraum: 998 ccm;

Beschleunigung 0–100 km/h: 13,8 sec;

Höchstgeschwindigkeit: 160 km/h;

Verbrauch: 3,8 l/100 km (EU-Norm); Preis: ab Fr. 16 950.–

**DRIVE-IN Movies**  
BY TCS TRAINING & EVENTS

**Autokino im Zentrum  
Betzholz, Hinwil ZH  
15.8.–3.9.2018  
www.driveinmovies.ch**

Tickets erhältlich im TCS Zentrum Betzholz, in allen Starticket Verkaufsstellen\* oder an der Abendkasse.  
(\*zzgl. Starticketgebühren)

Continental Jeep autoricardo.ch starticket CHOPFAB Coca-Cola starticket

## Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man ohne Waffenschein auf Bleistiftabsätzen herumlaufen?

Rösli Kamber, Baden

Ja und nein. Ja, weil mit Stiletto-Einstichen verübte Morde statistisch gegen null tendieren. Die Absätze sind mit dem winzigen Gummi am Absatzende einfach zu stumpf, um jemandem ernsthaft weh zu tun. Der Killereffekt von Bleistiftabsätzen ist ein anderer: Er macht Männer, wenn die Frau darin souverän ausschreitet, vorübergehend blind und denkunfähig. Also nein, weil Blindfische bei der Frauenwahl in einem Zustand der Behinderung sind. Aber dann doch wieder ja, weil es Blindfische gibt, die glücklich machen.

Beatrice Schlag

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an [darfmandas@weltwoche.ch](mailto:darfmandas@weltwoche.ch). Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

## Leserbriefe

«Ein junger Mensch mit zwei Pässen wird immer ein Unsicherheitsfaktor für sich und andere bleiben.» Roman Bont

### Schönes Wallis

Nr. 28 – «Goethe und die Schweiz»; Margrit Wyder über das Genie am Gotthard

Bei aller Kritik: Nur Positives schrieb Goethe über das Walliser Goms und dessen Bewohner. Er beschrieb «hübsche Örter, die mit ihren dunkelbraunen hölzernen Häusern gar wunderbar unter dem Schnee hervor gucken». Ihm gefiel auch die Unterkunft mit «artigen Zierathen von Drechsler- und Schnitzwerk» und dort eine Gommerin, die ihm eine traurige Legende so einfühlsam erzählte, dass er schrieb: «... und mir kam selbst ein so grosses Verlangen zu weinen an, dass ich grosse Mühe hatte, es zu verbergen». Franco Werlen (*Bürger von Münster im Goms*), Reinach BL

### Klarheit schaffen

Nr. 28 – «Fein gewoben»; Editorial von Roger Köppel

Bereits werden die Bürger und die Volksvertreter in Bern von der Medienwelt als Ewiggestrige, Abschotter und «Rechte» abgestempelt. So müssen denn wir, in den Augen von vielen Politikern und Industrievertretern «dummes» Volk, dafür sorgen, dass an der Urne ein für allemal absolute Klarheit geschaffen wird. Die Selbstbestimmungsinitiative gibt uns die Möglichkeit dazu. Mit dieser Initiative können wir auch die Politiker zu Bern, die den Volkswillen mit Füßen traten und an der Urne gefällte Entscheide nicht umsetzten, in die Schranken weisen und dafür sorgen, dass unser Landesrecht vor fremdem Recht (ausgenommen zwingendes Völkerrecht) für alle Zeiten Gültigkeit bekommt. Ferdinand Schwestermann, Wädenswil

### Schweiz, quo vadis?

Nr. 28 – «Befremdliche Anbiederung»; Alex Baur über Integration an den Schulen

Zieht den Mädchen Kopftücher an, nimmt den Schwimmunterricht vom Stundenplan, entfernt die Kruzifixe von den Schulzimmerwänden – und wir haben fast keine Integrationsprobleme mehr. Sorry, fast vergessen. Ein Gebetsraum gehört schon in jedes öffentliche Gebäude. Schweiz, quo vadis? Urs Maurer, Birr

### Unfähig und überfordert

Nr. 27 – «Abstieg des Schweizer Finanzplatzes»; Analyse von Beat Gygi und Florian Schwab

Leider fehlen in der Analyse die Köpfe, die diesen Niedergang mitverursachten. Nach vorbildlichen Bankiers wie Schaefer, Aepli, Holzach,

Jecker, de Weck usw., die den Finanzplatz mit Augenmass und Anstand aufbauten und ethisch prägten, kamen die grössenwahnsinnigen Guts, Mühlemanns, Wellauers, Ospels, Kurers und wie sie alle hiessen. Sie liessen sich vom World Jewish Congress mit 1,25 Milliarden erpressen und bezahlten kampflos über die Jahre an den Unrechtsstaat USA über 320 Milliarden an Bussen. Sie haben, unfähig und überfordert, Millionen an Boni abgezockt, uns Aktionären Milliardenabschreibungen im hohen zweistelligen Bereich zugemutet und sitzen noch heute auf den abgestürzten Aktien. Sie schaden dem Ansehen des Finanzplatzes Schweiz enorm, national und international, und verursachten mit ihrem Gift der Gier gesellschaftliche und soziale Bruchlinien. Roger E. Schärer, Feldmeilen

### Zwei Seelen

Nr. 28 – «Einer gegen den Streichelzoo»; Thomas Renggli über den ehemaligen Spitzenspieler Karl Odermatt

Die Kritik von Karl Odermatt ist berechtigt. Doppeladler-Demonstrationen, Bekreuzigungen oder das Verneigen gen Mekka nach einem Torerfolg sind völlig fehl am Platz. Führungsstärke bewiese der Coach, wenn er bei Fehlverhalten von Spielern auch Stars auf die Bank setzen würde. Wenn er in solchen Situationen nicht selbst durchgreift, hätte ihm das mindestens der mitgereiste Verbandspräsident einzuflüstern. Der Fisch stinkt vom Kopf: Petkovic und Gilliéron sollten ihre Sessel räumen.

Peter Stalder, Neftenbach

Es fängt schon bei der Nationalhymne an. Auf Schweizer Seite: nur Stockfische. Alle anderen Nationen singen aus voller Brust ihre Nationalhymne mit. Einige Spieler haben zwei Pässe, aber nur eine Seele. Kann ich denn ein bisschen Schweizer und ein bisschen Kroatie sein? Nein, ein Teil wird immer die Oberhand haben. Deshalb: Hört endlich auf mit diesem Mehrfachverteilen von Pässen an eine Person! Wenn sich ein Mensch entscheiden muss, entscheidet er mit dem Herzen, was für ihn gut ist. Ein junger Mensch mit zwei Pässen wird immer ein Unsicherheitsfaktor für sich und andere bleiben. Roman Bont, Oberglatt

### Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.

E-Mail: [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch).

	1			2		3	4		5			6	
7		8	9							10	11		12
13						14		15		16			
17					18								
		19						20					
	21				22		23					24	
25					26					27			
	28			29			30			31			
32				33	34						35		36
37							38				39		
				40						41			
42									43				

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

**Lösungswort** — Fliegendes Ungemach

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

**Waagrecht** — 3 Tropischer Vogel mit Schnabel als Markenzeichen. 7 Er liefert viel und ist wohl ein Schweizer. 10 Womit der Witz zur Unsinnigkeit wird. 13 Mahlzeit, weit verbreitet. 14 Die Gegend bei Basel gehört zu einer. 17 Der Bergsturz von Goldau, und damit gemeindemässig dort. 18 Er ähnelt Uncle Sam, verteilt aber winterliche Geschenke. 19 Wer Libreville kennt, weiss, um welches Land es geht. 20 Im Neuen Reich der Ägypter war sie auch mal die Göttin der 12. Nachtstunde. 21 Es ist ihre, fragt sich nur, in welcher Sprache. 22 Doktorprüfung. 25 Für gewisse Schweizer ist es Milch, für andere nicht. 26 Metzger brauchen sie ebenso wie Tischler und Bildhauer. 27 Sein Zwillingbruder hiess im Alten Testament Jakob. 28 Unterirdischer Wasserkanal, wenn denn richtig buchstabiert. 30 So hat die Stimme Sexappeal. 32 Wie viele Male ist nicht gesagt, ist aber nicht wenig. 33 Für manche ist es schlicht ein Irrweg. 35 Kein schräger Vogel, eher ein Plappermaul. 37 Die Übergänge setzen erhebliche Erhebungen voraus. 38 So sieht es dann eher düster aus. 40 Ein Cliché, jener reiche aus Amerika. 41 Sie ist mal romantisch, mal spannend und am TV sehr beliebt. 42 Der Buchstabe wächst sich bei unsern Nachbarn auch zum Brief aus. 43 Ein Vorgang, der Sachen schlaff erscheinen lässt.

**Senkrecht** — 1 Für oder wegen ist in Frankreich keine Frage. 2 Hochschule mit schweizerischem Anspruch. 3 Die so genannte Störung der Motorik. 4 Bei Gandhis Therapie verdrehen viele ekelerregt die Augen. 5 Man wähle bei ihnen zwischen Sachen und Angelegenheiten. 6 Speisefolge, die dem Schweizer passt. 7 Fad, wie es wohl betagte Madame mag. 8 Die Palette reicht von perplex und verdattert bis verwirrt und konsterniert. 9 Man kennt sie als Einschnitt in einem Bergrücken. 10 Es handelt sich hier um eine Person, die etwas abliest. 11 Er wurde angeblich beauftragt, die Schweiz zu bekehren. 12 Walliser Grand Cru, weiss und sehr selten. 15 Die Wissenschaft, die sich mit Tieren und uns befasst. 16 Die sprachlose Geliebte des Narziss. 18 Sie entwässert das Zürcher Wehntal. 21 Kaiser Wilhelm II. besuchte die Stadt am Mittelmeer. 23 Stück des Standardrepertoires vieler Ballettkompanien. 24 Das Schicksal der Seele ist laut Schiller in sie geschrieben. 29 Lichtdurchlässige Schicht. 31 Er lässt sich für die Landwirtschaft gut abrichten. 32 Von Adam mit seinen Nähmaschinen zum ersten Automobil. 34 Gut, und sprachlich passend zur Pasta. 35 Etwas kürzer als jenes kleine Boot, dafür ein stolzer Dreimaster. 36 Bei ihm sieht die Prophetenzunft die Zukunft klarer. 39 Zum Nationalhelden fehlt nicht viel.

**Lösung zum Denkanstoss Nr. 576**

	T	O	B	A	G	O		B	O	E	I	G		S		
M	A	R	O	D	E		C	A	R		N	A	S	A		
A	B	G	R	U	N	D		T	O	P	K	A	P	I		
C		A	N	L	I	E	G	E	N		A	R	E	S		
K	I	N		A	T	I	A	S		D		D	E	O		
E	M	I	R		I	H	S		L	A	S	E	R	N		
N	A	S	E		V	I	O	L	A		T	R	E			
	M	I	L	E			L	U	C		I	A		I		
I		E	I	N		S	T	I	C	H		T	E	L	E	
S	T	R	E	I		T	F	E	N		E	M	I	L	I	A
L	O	E	F	F		E	L		F	R	E	S	S	E	N	
E	I	N	S			R	A	U	F		S	T	A	U	S	

**Waagrecht** — 1 TOBAGO 6 BOEIG 11 MARODE 12 CAR 13 NASA 15 ABGRUND 17 TOPKAPI 18 ANLIEGEN 20 ARES (rückwärts: sera, it. f. Abend) 21 KIN 23 ATLAS 25 DEO 26 EMIR 28 IHS 29 LASERN 31 NASE 32 VIOLA 34 TRE (it. f. drei) 35 MILE 37 LUCIA 40 EINSTICH 43 TELE 46 STREITEN 48 EMILIA 50 LOEF-FEL 51 FRESSEN 52 EINS 53 RAUF 54 STAUS

**Senkrecht** — 1 TAB 2 ORGANISIEREN 3 BORN 4 ADULA 5 GENITIV 6 BATES 7 ORON 8 INKA 9 GAARDER 10 SAISON 11 MACKEN 14 SPEERE 16 DELHI 19 GASOLIN 22 IMAM 24 DA 27 RELIEFS 29 LACHER 30 STATIST 33 LUC 36 ENIF (fein) 38 JEANS 39 ISLE (engl. f. Insel) 41 STER (Rest) 42 TELA (Abk.) 44 ELSA (Sale) 45 LIEU (franz. f. Ort) 47 TOI 49 MES (port. f. Monat) 51 FF

**Lösungswort** — **GELASSENHEIT**



EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien

Eine Patek Philippe gehört einem  
nie ganz allein.

Man erfreut sich ein Leben lang an ihr,  
aber eigentlich bewahrt man  
sie schon für die nächste Generation.



PATEK PHILIPPE  
GENEVE

Beginnen Sie eine  
eigene Tradition.



Patek Philippe Boutique  
at

BEYER

Zürich seit 1760 • Uhren & Juwelen  
Bahnhofstrasse 31 • 8001 Zürich • Tel: +41 (0)44 888 33 88  
beyer-ch.com



Twenty-4® Ref. 4910/11R